Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 87 (1954-1955)
Heft: 49

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

87. JAHRGANG Nr. 49 BERN, 26. FEBRUAR 1955

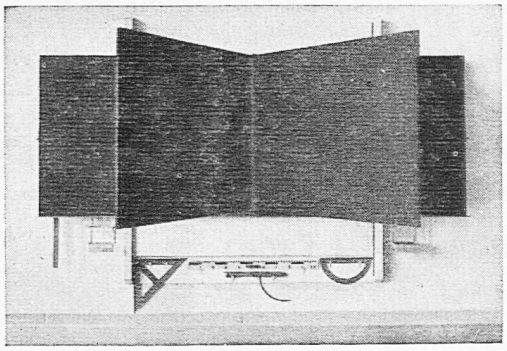
Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

KORRESPONDENZBLATT
DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS
ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG

ORGANE DE LA SOCIETE
DES INSTITUTEURS BERNOIS
PARAIT CHAQUE SAMEDI

SEKRETARIAT DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS: BERN, BAHNHOFPLATZ 1, 5. STOCK
SECRETARIAT DE LA SOCIETE DES INSTITUTEURS BERNOIS: BERNE, PLACE DE LA GARE 1, 5e ETAGE
TELEPHON 031 - 2 34 16 . POSTCHECK III 107 BERN



Wandtafeln
Schultische

vorteilhaft
und
fachgemäss
von der
Spezialfabrik

Hunziker Söhne, Thalwil

Schweizerische Spezialfabrik für
Schulmöbel. Gegründet 1880
Telephon 051 - 92 09 13

1

Die gepflegte Kleidung

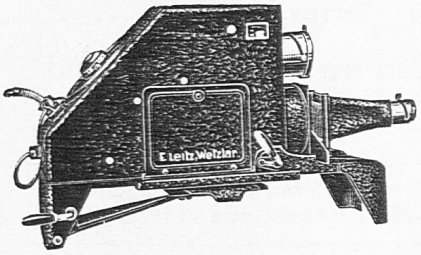
gibt Ihnen Sicherheit und Selbstbewusstsein!
Ob bewährte Konfektion oder besondere
feine Masskonfektion: Howald weiss wie
man sich kleidet.

Howald + Cie.

Burgdorf, an der Bahnhofstrasse
Telephon 034 - 2 30 43 Gegründet 1858

39

Das gute Leitz-Epidiaskop

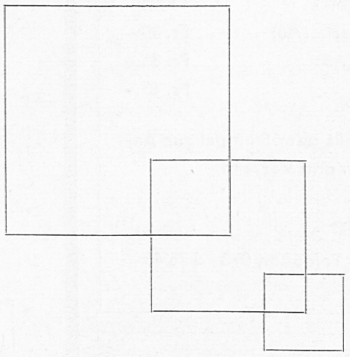


Ia Optik
vollendete
Bildschärfe

Drei
verschiedene
Preislagen

Viele
Referenzen
zu Diensten

Optiker Büchi, Bern, Spitalgasse 18



Grosse Bilder

Kleine Bilder

Kunstkarten

mit Rahmen, ohne Rahmen, bei

Kunsthandlung Hiller, Bern, Neuengasse 21

VEREINSANZEIGEN . CONVOCATIONS

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis *Mittwoch 12.00 Uhr* (schriftlich) in der Buchdruckerei Eicher & Co., Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden.

OFFIZIELLER TEIL – PARTIE OFFICIELLE

Sektion Interlaken des BLV. *Sektionsversammlung.* Wir laden ein zur nächsten Sektionsversammlung auf Mittwoch, den 2. März, 14 Uhr, ins Hotel Bahnhof nach Wilderswil. Fahrplan: Brienz ab 13.02, Wilderwil an 13.46; Interlaken (Auto) ab 13.28, Grindelwald ab 12.22, Lauterbrunnen ab 12.45, Wilderswil an 13.14. Traktanden: 1. Bericht über Statutenrevision der Lehrerversicherungskasse (Referent: V. Boss, Sekundarlehrer, Grindelwald). 2. Sektionsverhandlungen: Protokoll, Ersatzwahl in den Kantonalvorstand, Besoldungsgesetz, Verschiedenes. 3. Lichtbildervortrag von Kollege Amsler, Bern: « Mein Aufenthalt in Ostasien. » – *Aussprache über Zeichnungsunterricht.* Seinerzeit wurde angeregt, dass eine Aussprache über den Zeichnungsunterricht von Nutzen wäre. Wir konnten zu dieser Aussprache Herrn Simon, Zeichenlehrer, Bern, gewinnen. Sie findet statt: Montag, den 14. März, 14 Uhr, im Singzimmer des Primarschulhauses in Interlaken. Wir hoffen, recht viele Kolleginnen und Kollegen bei dieser Zusammenkunft begrüssen zu können. Bitte Zeichnungen der Schüler mitnehmen!

Sektion Saanen des BLV. Synode Freitag, den 4. März, 13.30 Uhr, im Schulhaus Gstaad. 1. Herr Prof. Dr. Geering: Das schweizerische Volkslied. 2. Berichte über Delegiertenversammlung und Statutenrevision der Versicherungskasse.

Sektion Seftigen des BLV. Skitage auf Engstligenalp, 28. bis 31. März. Auskunft und Anmeldung bei Hans Egger, Burgiwil, Burgistein (Tel. 033 - 6 15 17).

NICHTOFFIZIELLER TEIL - PARTIE NON OFFICIELLE

Bernischer Haushaltungslehrerinnenverband. Mitgliederzusammenkunft Samstag, den 5. März, um 14.30 Uhr, im « Daheim » Bern. Es sprechen unsere Kolleginnen Frl. Madeleine Jungen, Frutigen, und Frl. Elisabeth Stuck, Bern, über Amerika, wie sie es erlebten. Ferner berichtet unsere Kollegin Frau Hess, Kirchberg, über den von ihr besuchten Bigakurs über das Waschen.

Bernische Vereinigung für Handarbeit und Schulreform. *Hauptversammlung* Samstag, den 5. März, 14.15 Uhr, im Bürgerhaus in Bern. Traktanden: Protokoll, Jahresbericht, Jahresrechnung, Wahl eines Vorstandsmitgliedes, Jahresprogramm, Verschiedenes. Nach Erledigung der ordentlichen Geschäfte: Referat von Herrn *W. Simon*, Zeichenlehrer: « Grundsätzliches zum Werkunterricht und seine Durchfühung am Seminar Hofwil-Bern. » Zahlreiches Erscheinen erwartet

Der Vorstand

Lehrergesangverein Burgdorf. Probe Donnerstag, den 3. März, punkt 17.10 Uhr, im Singsaal des alten Gymnasiums an der Schmiedengasse in Burgdorf. Stoff: Frühlingskonzert. Neue Sängerinnen und Sänger willkommen.

Lehrergesangverein Frutigen-Niedersimmental. Probe Mittwoch,den 2. März, 16.15 Uhr.

Lehrergesangverein Konolfingen. Samstag, den 26. Februar, Generalprobe mit Orchester, punkt 15 Uhr, in der Kirche Konolfingen.

Lehrergesangverein Oberaargau. Wegen Grippe Dienstag, 1. März, keine Probe.

Seeländischer Lehrergesangverein. Probe Dienstag, 16.30 Uhr, im Hotel Bahnhof, Lyss.

Lehrergesangvereine Thun und Seftigen. Proben Montag, den 28. Februar, 20 Uhr, im Freienhof. 1. Hauptprobe: Freitag, 4. März, 20 Uhr, in der Stadtkirche. 2. Hauptprobe: Samstag, 5. März, 14.45 Uhr, in der Stadtkirche. Konzerte: Samstag, 5. März, 20 Uhr, und Sonntag, 6. März, 15.30 Uhr, Stadtkirche.

Freie Pädagogische Vereinigung. *Colloquium in Bern*, Hotel Post, Neuengasse 43, Samstag, den 26. Februar, um 14 Uhr. Thema: Weihnachtskurs für Lehrer, von Rudolf Steiner. 13. Vortrag. Gäste sind willkommen.

48

Die Freude des Lehrers

ist der äusserst handliche, zuverlässige und billige **Vervielfältiger** für Hand- und Maschinenschrift (Umrisse, Skizzen, Zeichnungen, Rechnen-, Sprach- und andere Übungen, Einladungen, Programme usw.), der

USV-Stempel

Er stellt das Kleinod und unentbehrliche Hilfsmittel tausender schweizerischer Lehrer und Lehrerinnen dar. Einfach und rasch im Arbeitsgang, hervorragend in den Leistungen.

Modell:	Format:	Preis:
Nr. 2	Postkarte (A6)	Fr. 30.–
Nr. 6	Heft (A5)	Fr. 35.–
Nr. 10	A4	Fr. 45.–

Verlangen Sie Prospekt oder Stempel zur Ansicht. USV-Fabrikation und Versand

B. Schoch, Papeterie

Oberwangen (TG) – Telephon 073 - 6 76 45

SCHÖNI Uhren & Bijouterie Bälliz 36 Thun

Uhren jeder Art, grösste Auswahl am Platze

HOTEL NATIONAL

Grosser Saal – Neue Konzertbestuhlung 64

Achtung, nur 2 Tage:

Mittwoch, den 2. März, 20.30 Uhr (parlé français)
Donnerstag, den 3. März, 20.30 Uhr (Deutsch gesprochen)

Der **in Cannes preisgekrönte** einzigartige **Farben-Tonfilm** über unsere Walliser Bergwelt, ihre Bevölkerung und Tiere

L'Homme de la Montagne

von **ROLAND MULLER**
(1. Preis Festival de Cannes 1954)
(Challenge-Becher des Bundesrates 1954)

in der Hauptrolle : René-Pierre Bille
Musik von Jean Daetwyler – Texte von Alois Theytaz
im Beiprogramm : «**Terre valaisanne**»

Begeisterte Kritiken im In- und Ausland
überall ausverkaufte Häuser!

Vorverkauf bei Oscar Weber AG., Marktgasse, und Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1 – Abendkasse ab 19.00 Uhr

Preise Fr. 2.30 und Fr. 2.90

Der beste Dokumentarfilm des Jahres

87. JAHRGANG Nr. 49 Bern, 26. Februar 1955

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

Redaktor: P. Fink, Lehrer an der Übungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstr. 15. Tel. (031) 3 67 38. *Redaktor der «Schulpraxis»:* Dr. R. Witschi, Seminarlehrer, Bern, Seminarstr. 11. Tel. (031) 4 41 62. *Abonnementspreis per Jahr:* Für Nichtmitglieder Fr. 17.–, halbjährlich Fr. 8.50. *Insertionspreis:* Die fünfgespaltene Millimeterzeile 15 Rp. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 50 Rp. *Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen,* Bahnhofplatz 1, *Bern.* Tel. (031) 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Lausanne, Genf, Martigny

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone (066) 2 17 85. *Prix de l'abonnement par an:* pour les non-sociétaires Fr. 17.–, 6 mois Fr. 8.50. *Annonces:* 15 ct. le millimètre, réclames 50 ct. le millimètre. *Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces,* place de la Gare 1, *Berne.* Téléphone (031) 2 21 91. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, Lucerne, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Lausanne, Genève, Martigny

INHALT · SOMMAIRE

Ehrenpflicht 791
Votation 791
Abgeordnetenversammlung des BLV ... 791
Probleme der Zürcher Schulreform 791
Schulfunksendungen 795
Fortbildungs- und Kurswesen 795
Verschiedenes 796
Neue Bücher 796
Niklaus Manuels Malerdichtertum 797
En remontant à l'origine de nos patois 806
Dans les sections 808
A l'étranger 808
Divers 809
Bibliographie 810
Communications du secrétariat 810

Ehrenpflicht

für alle Mitglieder der Bernischen Lehrerversicherungskasse ist es, an der Urabstimmung über die Statutenänderung teilzunehmen.

Der Kantonalvorstand des BLV

Votation

Que chaque membre de la Caisse d'assurance du corps enseignant bernois veuille bien se rendre compte que c'est pour lui un devoir que de prendre part à la votation sur la revision des statuts! Le Comité cantonal de la SIB

Abgeordnetenversammlung des BLV

vom 29. Januar 1955

Klarstellung

In der Presse erschienen unrichtige Behauptungen über den Verlauf der Abgeordnetenversammlung. Sie betreffen zunächst die Hauptabstimmung über die Frage, ob eine neue Urabstimmung über Beibehaltung oder Abschaffung der geltenden Naturalienordnung durchzuführen sei. Mit dem Präsidenten war die Versammlung ohne Gegenstimme am Schluss der Vormittagsverhandlungen der Meinung, die Aussprache sei noch nicht erschöpft und es sei angezeigt, die Abstimmung auf den Nachmittag zu verschieben, war doch eine Fortsetzung der Verhandlungen schon in der Einladung vorgesehen. Am Nachmittag wurde ein anderes Geschäft eingeschoben, um die Hauptabstimmung weder zu früh noch zu spät vornehmen zu können. Es zeigte sich denn auch, dass fast alle Abgeordneten bei der Abstimmung zugegen waren. Von den etwas über 80 Stimmberechtigten sprachen sich 19 für und 47 gegen eine Urabstimmung aus und eine Anzahl enthielt sich der Stimme. Die Flucht nach Hause hatte also noch nicht eingesetzt, was etwas vor 16 Uhr anlässlich einer so wichtigen Entscheidung auch nicht zu erwarten war. Mit dieser Darlegung dürfte der Vorwurf, die Hauptabstimmung habe erst bei gelichteten Reihen stattgefunden, widerlegt sein.

Anders stund es mit dem am Schluss der Verhandlungen bei stark gelichteten Reihen eingebrachten Antrag Ledermann, die wichtigste Bestimmung im Besoldungsgesetzentwurf zu ändern. Die Verhandlungen über das einschlägige Geschäft waren abgeschlossen; eine ernsthafte Aussprache über den gestellten Antrag war angesichts der vorgerückten Stunde nicht mehr möglich; der Abschluss der Beratungen der ausserparlamentarischen Expertenkommission wäre bei Annahme des Antrages stark gefährdet worden. Die Zulassung einer Abstimmung über den gestellten Antrag hätte offensichtlich die Rechte der Abgeordnetenversammlung verletzt.

Im Namen des Bureaus der Abgeordnetenversammlung und des Kantonalvorstandes des BLV

Der Präsident der Abgeordnetenversammlung: *Cueni*
Der Präsident des Kantonalvorstandes: *Indermühle*

Probleme der Zürcher Schulreform

Die Krise der Oberstufe der Volksschule

Seit einiger Zeit sind in der Öffentlichkeit und der Tagespresse unseres Kantons recht häufig kritische Äusserungen über die Volksschule zu vernehmen. Es wird über Stoffüberhäufung, Lehrermangel, fehlende Schulräume und anderes mehr geklagt, doch blickt man über die Kantons- oder gar Landesgrenzen, so stellt man

fest, dass es dort auch so ist, und so wäre es wohl übertrieben, von einer eigentlichen Krise der gesamten Volksschule zu sprechen. Dagegen scheint der nun schon so lange andauernde, unerfreuliche Zustand eines ihrer Teile, der Oberstufe, etwas spezifisch Zürcherisches zu sein, und um dies verstehen zu können, ist es notwendig, den Ursachen seiner Entstehung etwas nachzuspüren.

Im Vergleich mit dem Schulwesen anderer Kantone wies die zürcherische Volksschule von jeher eine verhältnismässig einfache Gliederung ihrer obersten Stufe auf. Da nur von einem sehr kleinen Teil der Schüler das Gymnasium besucht wird, stellt sich für die grosse Masse der Volksschüler nach Beendigung der sechsten Klasse die Frage, in die Sekundarschule überzutreten oder die beiden letzten Schuljahre bis zur Erfüllung der Schulpflicht in der Oberstufe der Primarschule zu verbringen. Dabei hatte bis ungefähr zur Jahrhundertwende die Sekundarschule den Charakter einer Eliteschule, die von ungefähr einem Drittel aller Volksschüler besucht wurde, während sich die übrigen mit dem Besuch der 7. und 8. Klasse zufriedengaben. Aus verschiedenen Gründen, vor allem demjenigen eines bessern wirtschaftlichen Fortkommens, setzte dann ein immer stärker werdender Zudrang zur Sekundarschule ein, bis das Verhältnis umgekehrt war, nämlich ungefähr 70 Prozent Sekundarschüler gegen 30 Prozent Primaroberschüler. Die Folgen waren für beide Teile ungünstig, hier eine Sekundarschule, die eine grosse Zahl von Schülern aufnehmen musste, die ihr begabungsmässig nicht gewachsen war, da eine Primaroberschule, die mehr und mehr auf die Stufe einer Schule für die Unbegabten, Hoffnungslosen herabsank und deren Schüler nur geringe Aussichten hatten, eine Lehrstelle zu finden. Wohl versuchte man, durch Aufnahme von Handfertigkeitsunterricht in den Stundenplan, diesen Schülern eine etwas anders geartete Bildung zu geben; da der Lehrplan im übrigen jedoch im grossen ganzen eine Vereinfachung desjenigen der Sekundarschule (ohne Fremdsprachen) darstellte, blieb doch das Bild einer Kümmerschule voller schulmüder und uninteressierter Schüler bestehen.

Um das Bild abzurunden, muss noch auf die Tatsache hingewiesen werden, dass ein ansehnlicher Teil der schwächeren Sekundarschüler auf dem Umweg über die 7. Klasse der Primarschule in die Sekundarschule gelangte, wobei sich für diese zum Problem der ungenügenden Begabung noch dasjenige der Überalterung gesellte. Für die Lehrkräfte der Primaroberstufe aber bedeuteten diese nur zu einem vorübergehenden Gastspiel erscheinenden Schüler nichts weniger als eine Erleichterung ihrer ohnehin schon schweren Aufgabe.

Unübersichtlich gewordene Schulgesetzgebung – gescheiterte Totalrevision

Es klingt heute schon fast wie ein Märchen, dass es einmal gelungen war, in einem Zeitraum von nur zwei Jahren eine ganze Reihe von Schulgesetzen zu verabschieden und so in einem einzigen Anlauf das stolze Gebäude der zürcherischen Volksschule zu schaffen. Das war vor 120 Jahren gewesen. Seitdem hat sich dies im Kanton Zürich gründlich geändert. 1859 gelang zum letzten Mal der Wurf eines das ganze Erziehungswesen des Kantons umfassenden Unterrichtsgesetzes, Teile davon sind heute noch in Kraft. Das 1899 verabschiedete Volksschulgesetz brauchte zu seiner Entstehung rund dreissig Jahre, und seither ist wiederum ein halbes Jahrhundert ins Land gegangen, wobei durch Teilrevisionen und anderes Flickwerk die Schulgestzgebung so unübersichtlich geworden ist, dass sie zur Domäne der Spezialisten geworden ist. Drängte sich da nicht eine allgemeine Neuregelung schon aus Gründen der Übersichtlichkeit auf?

Den Anstoss, diese Aufgabe an die Hand zu nehmen, gab 1938 die Annahme des Bundesgesetzes über das Mindesalter der Arbeitnehmer (Mindestaltergesetz). Vor allem drängte sich jetzt die Frage einer Verlängerung der Schulpflicht auf neun Jahre auf, denn für einen Teil der Schüler entstand nun zwischen Schulaustritt und Lehrstellenantritt ein Vakuum, das eine starke sittliche Gefährdung mit sich brachte. Trotz der Ungunst der Zeit, in welcher der zweite Weltkrieg auch in unserem Lande alle friedliche Aufbauarbeit lähmte, kam eine Vorlage für eine Totalrevision der Volksschulgesetzgebung zustande und wurde im Februar 1943 vom Erziehungsrat aus der Taufe gehoben. Der weitere Werdegang der Vorlage wurde jedoch zu einem dornenvollen Leidensweg, geriet sie doch immer mehr ins Spannungsfeld politischer Gegensätze. Nach über fünfzig Beratungen im Schosse einer kantonsrätlichen Kommission und über zwanzig im Ratsplenum selber, waren die Fronten derart erstarrt, dass man keinen andern Ausweg mehr sah, als am Schlusse der zweiten Lesung im Kantonsrat die Vorlage zur Vorbereitung einer Teilrevision der Oberstufe an den Regierungsrat zurückzuweisen. Das war an jenem denkwürdigen 9. März 1953.

Schulgesetzrevision oder Schulreform?

Neben den gegensätzlichen Auffassungen der politischen Parteien in bezug auf die Oberstufe, das Obligatorium des neunten Schuljahres, die christliche Grundlage (Zweckartikel) war die Revisionsvorlage gescheitert an der Tatsache, dass sie keine echte Schulreform darstellte. In der Entwicklung unseres Schulwesens kann man ja oft die Beobachtung machen, dass die Schule in ihrer modernen Entwicklung der Gesetzgebung vorauseilt. So sind in unserem Kanton in den letzten fünfzig Jahren die Spezial- und Sonderklassen geschaffen und viele soziale Einrichtungen ins Leben gerufen worden, ohne dass sie bis heute im Schulgesetz überhaupt erwähnt wären. Im Kanton St. Gallen dagegen sind die Abschlußschulen entstanden, ohne dass man es für nötig fand, vorerst dafür die gesetzlichen Grundlagen zu schaffen. Die nachträgliche gesetzliche Verankerung aber wird in diesen Fällen viel leichter zu bewerkstelligen sein, da die Schulreform sich schon längst eingebürgert hat.

Im Kanton Zürich dagegen wurde bei der Totalrevision der Volksschulgesetzgebung der bemerkenswerte Versuch unternommen, diese mit der Schulreform parallel durchzuführen. Zum Studium der letzteren wurden nämlich erst vor ungefähr zehn Jahren, als ein erster Gesetzesentwurf also bereits vorhanden war, sogenannte Versuchsklassen ins Leben gerufen. Den Anfang machten die Städte Winterthur und Zürich mit zunächst sieben bzw. acht Versuchsklassen, die abklären sollten, wie weit es möglich sei, der Oberstufe der Primarschule

ein neues Gesicht zu geben, indem z. B. der Unterricht auf werktätige Grundlage gestellt und zusätzlich ein einfacher Französischunterricht erteilt werde. Gleichzeitig sollte abgeklärt werden, ob es diesem neuen Schultypus gelingen würde, sich im Volke das nötige Vertrauen und Ansehen zu verschaffen, um so einerseits den Zudrang zur Sekundarschule etwas abzubremsen und anderseits seinen Schülern ein besseres berufliches Fortkommen zu ermöglichen. Der Start war zunächst recht vielversprechend: Die neue Schule vermochte, frei von den Vorurteilen gegenüber der bisherigen Primaroberstufe, wohl auch dank der allgemein günstigen wirtschaftlichen Lage, den grossen Teil ihrer Absolventen in guten Lehrstellen unterzubringen. Das aber hatte zur Folge, dass die Zahl der « Versuchsklassen » rasch anwuchs, und zwar bevor der innere Gehalt des neuen Schultypes genügend geklärt war, mit andern Worten: bevor die Pionierarbeit, die immer nur von wenigen geleistet werden kann, abgeschlossen war. Darunter litt vor allem auch der innere Zusammenhang und Erfahrungsaustausch der Versuchsklassenlehrer und der Schwung, mit dem die Reform begonnen wurde, ging mehr und mehr verloren, nicht zuletzt durch die zermürbenden Kämpfe um die Gesetzesvorlage, in deren Brennpunkt die Versuchsklassen zu stehen kamen. So klaffte das, was man als « Versuchsklassen » bezeichnete, mehr und mehr auseinander, alle möglichen Spielarten segelten unter diesem Namen, von der einfach durch einen Französischunterricht ergänzten bisherigen Primaroberschule bis zum konsequent durchgeführten Unterricht auf werktätiger Grundlage nach dem Vorbild der Stiegerschen Abschlußschulen, wie er in Winterthur vom Jahre 1950 an für alle Klassen der Primaroberstufe vorgeschrieben war.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass der Versuch, Schulgesetzesrevision und Schulreform nebeneinander durchzuführen, gescheitert ist. Bis zur Rückweisung der ersteren war auch bei den Versuchsklassen eine Stagnation eingetreten, und dringende Grundfragen, wie die Unterrichtsführung der Werkklassen, die Zuteilung der Schüler und die Ausbildung der Werklehrer waren ungenügend geklärt geblieben. Wie aber hätte der Kantonsrat mit gutem Gewissen das neue Schulgesetz, in dem alle diese Mängel enthalten waren, vor die Volksabstimmung bringen können?

Jedes Ende ist auch ein neuer Anfang

Mochte man beim Scheitern der Totalrevision auch die Unsumme vertanen Fleisses tief bedauern, so ergab sich anderseits auch die tröstliche Perspektive einer neuen Chance, nun eine echte Schulreform durchführen zu können. Günstig musste sich auch auswirken, dass nun die Schule für eine Weile aus dem Hauptblickfeld der politischen Parteien herausgerückt war, da neue Aufgaben ihrer harrten. Erziehungsbehörden und Lehrerschaft waren somit für eine Zeitspanne wieder unter sich und konnten, frei von politischen Leidenschaften, versuchen, zu einer neuen Besinnung auf die Zielsetzung und Gestaltung der neuen Typen der Oberstufe zu gelangen.

Mit bemerkenswerter Promptheit stellt sich vor allem der Vorstand des Zürcher Kantonalen Lehrervereins auf die neue Situation ein, war er doch in der Lage, schon ein halbes Jahr später den Erziehungsbehörden eine Denkschrift mit neuen Richtlinien für die Reform der Oberstufe einzureichen. Mit diesem raschen Vorgehen wollte die Leitung der Standesorganisation der Lehrerschaft sich wiederum in die Beratungen einschalten und der Stimme der Lehrerschaft Gehör verschaffen, die vorher im politischen Lärm fast vollständig untergegangen war. Es versteht sich, dass nach so kurzer Zeit ein bis in alle Einzelheiten gehendes Reformprogramm nicht vorliegen konnte, sondern durch die Richtlinien mehr der Rahmen festgelegt werden sollte. Dass aber nicht nur rasche, sondern auch gründliche Arbeit geleistet wurde, geht daraus hervor, dass diese Richtlinien vom Erziehungsrat als Diskussionsgrundlage übernommen wurden und die von dieser Behörde unlängst verabschiedeten « Grundsätze für die Teilrevision des Volksschulgesetzes » massgebend zu beeinflussen vermochten.

Der Rahmen der künftigen Gesetzesrevision

Sollten sich die Richtlinien der Schulkommission des kantonalen Lehrervereins zu einer Gesetzesvorlage verdichten, was anzunehmen ist, so wird der Rahmen der künftigen Oberstufe etwa folgendermassen aussehen:

Die Volksschule wird nach dem 6. Schuljahr aufgegliedert in drei veschiedene Schultypen, die (bisherige) Sekundarschule, die Werkschule und die Abschlußschule. Die Namengebung ist allerdings noch nicht endgültig, wird aber als nicht allzubedeutend betrachtet. Diese drei Zweige sind untereinander gleichwertig und haben auch ein gemeinsames Dach, indem sie von der gleichen Schulpflege beaufsichtigt und auch im gleichen Schulhaus unterrichtet werden. Neben der Betonung ihres Gemeinsamen soll jede von ihr der individuellen geistigen Veranlagung der ihr zugewiesenen Schüler Rechnung tragen. Die bisherige Sekundarschule soll von ungefähr 20 bis 30 Prozent der schwächsten Schüler entlastet werden. Diese würden künftig die Werkschule besuchen und sollten dazu beitragen, deren intellektuelles Niveau etwas zu heben. Die Werkschule sollte im weitern der besondern Eigenart ihrer Schüler Rechnung tragen und durch einen besonders gearteten Unterricht jenes freudige Mitarbeiten der Schüler herbeiführen, das allein eine fruchtbare Bildungsarbeit ermöglicht. Die intellektuell schwächsten Schüler, in der Regel Repetenten, die den Anforderungen der beiden andern Schultypen nicht gewachsen sind, werden der Abschlußschule zugeteilt und erhalten hier in zwei Schuljahren (8. und 9. Schuljahr) eine in sich abgerundete Ausbildung.

Eine harte Knacknuss stellt das Problem der Zuteilung der Schüler in die drei Abteilungen dar. Klar steht bis jetzt der Wille fest, die Entscheidung auf Grund der geistigen Begabung zu treffen. Weitgehend hat man sich auch schon zur Erkenntnis durchgerungen, dass nur eine Prüfung eine zuverlässige Beurteilung der geistigen Leistungsfähigkeit ermöglicht. Vorgeschlagen wird darum, in das letzte Quartal der 6. Klasse Prüfungen einzubauen, die sich über eine längere Zeitspanne verteilen sollen. Für diese Art ist der Ausdruck « lange Prüfung » geprägt worden, und sie wird heftig bekämpft von einem grossen Teil der Lehrerschaft der 4. bis 6. Klasse, die befürchten, dass damit eine Welle der Unruhe und Ner-

vosität in ihre Schulstuben getragen werde. Diese Lehrer schlagen eine « kurze » Prüfung am Ende des Quartals vor, wobei auch umstritten ist, ob alle Schüler geprüft werden sollen oder ob ein Teil prüfungsfrei in die Sekundarschule übertreten könne. Dagegen sind die Versuchsklassenlehrer, also die zukünftigen Werklehrer, von sich aus dazu gekommen, auf eine Prüfung für die Aufnahme in die Werkschule zu verzichten und das Erreichen des Lehrzieles der sechsten Klasse als genügenden Ausweis zu betrachten. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass das erste Quartal in Sekundar- und Werkschule als Bewährungszeit gelten, die Zahl der Rückweisungen aber nur ganz klein sein soll.

Hart umstritten ist auch die Frage des Obligatoriums des 9. Schuljahres. Ob ein solches, für den ganzen Kanton geltendes, Aussicht hätte, in der Volksabstimmung angenommen zu werden, ist zweifelhaft, da hier die Widerstände auf der Landschaft noch sehr gross sind. Zwei weitere Vorschläge zielen dahin, entweder die Möglichkeit des Gemeindeobligatoriums im Gesetz zu verankern oder einfach den Gemeinden die Pflicht aufzuerlegen, die Möglichkeit, in allen drei Schultypen neun Jahre die Volksschule zu besuchen, zu schaffen.

Wie soll die zukünftige Werkschule aussehen?

Nachdem nun somit der Rahmen der Schulreform einigermassen feststeht, meldet sich gebieterisch das Verlangen, diesmal auch darüber Klarheit zu besitzen, was künftig dessen Inhalt sein soll. Für die Sekundarschule wird sich ja nicht allzuviel ändern. Wenn sie erst einmal von ihren schwächsten Schülern entlastet sein wird, kann sie sich wieder mit Freude und Hingabe ihrer Doppelaufgabe als Vermittlerin einer abgeschlossenen Volksschulbildung und als Vorbereitungsstätte auf die Mittelschulen widmen. Für die Abschlußschule dagegen hat das seit einiger Zeit bestehende Werkjahr neue Wege aufgezeigt, die ein fruchtbares Arbeiten ermöglichen. Es bleibt damit noch die Frage, wie sich der Unterricht in der künftigen Werkschule gestalten soll, und hier zu einer « unité de doctrine » zu gelangen, ist vielleicht die wichtigste der noch verbleibenden Aufgaben.

Folgerichtig wurde von den Schulbehörden der Hebel dort angesetzt, wo die Totalrevision gescheitert war, nämlich am unklaren Ergebnis der Versuchsklassen. Eine klärende und sichtende Bestandesaufnahme in den verschiedenen Versuchsklassen war darum eine der ersten Arbeiten, die in der neuen Phase an die Hand genommen wurde. Mit grossem Eifer beteiligten sich daran auch die Gemeindeschulbehörden, vor allem diejenigen der Städte Winterthur und Zürich, deren Ergebnisse, von sachkundiger Hand bearbeitet, zu eigentlichen, gewichtigen Denkschriften zur Schulreform gediehen*). Mit Erleichterung stellt man bei deren Studium fest, dass nun doch allmählich der Anker der Schulreform auch für die Werkschule festen Grund zu fassen vermag und sich langsam abzuzeichnen beginnt, wie sich ihr Alltag dereinst gestalten wird. Auf diese beiden Denkschriften soll darum im nächsten Abschnitt noch in Kürze eingetreten werden.

Unterrichtsfreiheit oder vorgeschriebene Methode?

Vorerst sei einmal festgehalten, dass man in Winterthur und Zürich zu ganz verschiedenen Lösungen gekommen ist. In Winterthur schlossen sich die Versuchsklassenlehrer von Anfang an zu einer kleinen, sehr intensiv und zielbewusst vorgehenden Arbeitsgemeinschaft zusammen und führten die Reform im Sinne des durch Übungsschullehrer Karl Stieger in Rorschach propagierten Unterrichtes auf werktätiger Grundlage durch. Diese auch als « Blockunterricht » bekannt gewordene Unterrichtsform will die gesamte Schularbeit so weit als möglich auf die Grundlage gemeinsamer Erfahrungskreise aufbauen. Als solche ergeben sich der Schulgarten, die Schulküche und die Schulwerkstatt, wobei zu beachten ist, dass die Werkarbeit nicht Selbstzweck sein soll, sondern als Ausgangspunkt für die theoretische Besinnung gedacht ist, in der wiederum modernen Unterrichtsformen wie Gruppenarbeit und Unterrichtsgespräch ein weiter Spielraum eingeräumt wird.

Dem gegenüber hält der Verfasser der Zürcher Denkschrift, Schulsekretär Hans Wymann, was das Bildungsmässige der Werkschule anbetrifft, an der Vermittlung einer möglichst grossen Sicherheit im elementaren Stoffgebiet, also Lesen, Schreiben, Rechnen, als der primären Aufgabe fest. Um dieses Ziel zu erreichen, hält es der Verfasser für unerlässlich, in diesen Fächern einen systematischen Unterricht zu erteilen, der oft ja auch etwas geringschätzig als « Leitfadenunterricht » bezeichnet wird. Um aber nicht einfach auf alten, ausgefahrenen Geleisen zu bleiben, schlägt Hans Wymann für die Fächergruppe Naturkunde, Geographie und Geschichte die Einführung einer modifizierten Form des Blockunterrichtes vor. Im übrigen äussern sich die Zürcher Versuchsklassenlehrer einmütig dahin, das kostbare Gut der Unterrichts- und Methodenfreiheit sollte auch für die Werkschule nicht preisgegeben werden, sondern es müsste nach altbewährtem Herkommen dem Lehrer überlassen bleiben, je nach Stoffprogramm, aktuellen Gegebenheiten und lokalen Verhältnissen die passende Unterrichtsform zu wählen.

Ausblick

Die Entwicklung der Oberstufenreform ist gegenwärtig in vollem Fluss. Dabei spielt sich die rege Diskussion vorläufig noch mehr innerhalb der Erziehungsbehörden und der Lehrerschaft als in der Öffentlichkeit und im Schosse der politische Parteien ab. Es zeigt sich jedoch, dass es auch hier nicht leicht ist, die Meinungen unter einen Hut zu bringen. Freimütig möchten wir gestehen, dass man in unserem Kanton an einer Art demokratischer Überorganisation leidet, wenigstens was die Lehrerorganisationen anbetrifft. Neben der offiziellen Standesorganisation der Lehrer, dem Zürcher Kantonalen Lehrerverein, melden der Synodalvorstand, die einzelnen Kapitel und schliesslich noch die Stufenkonferenzen ihre An-

*) *Die Winterthurer Werkklassen, 1944–1953.* Bericht der Arbeitsgemeinschaft der Winterthurer Werkklassenlehrer und des Schulamtes über die Schulversuche zur Neugestaltung der Oberstufe der Primarschule. Herausgegeben vom Schulamt der Stadt Winterthur, 1954, und *Die Reorganisation der Oberstufe der zürcherischen Volksschule.* Ein Diskussionsbeitrag zuhanden der Schulbehörden und der Lehrerschaft, verfasst von Hans Wymann, Abteilungssekretär des Schulamtes der Stadt Zürich. Beilage zum Geschäftsbericht der Zentralschulpflege 1953/54.

sprüche an. Die letzteren sind private Vereinigungen, die jedoch in der Regel die geschlossene Mehrheit der auf dieser Stufe unterrichtenden Lehrer hinter sich haben und darum ein gewichtiges Wort mitreden wollen. Um hier zu einem Ziel zu kommen, hat man gemischte Studienkommissionen gebildet, zusammengesetzt aus den Vertretern dieser Organisationen. Die gleichen Leute vertreten die Lehrerschaft auch in der vom Erziehungsrat eingesetzten «Fachleutekommission», die unter der Leitung des Erziehungsdirektors die weiter oben erwähnten « Grundsätze für die Teilrevision des Volksschulgesetzes» zu bearbeiten hat. Eine weitere Kommission studiert gegenwärtig die Probleme der zukünftigen Werklehrerausbildung. Man ersieht daraus, dass es zurzeit ziemlich stark« kommissiönlet» in der zürcherischen Schulreform, und manchmal meldet sich leise der Gedanke, ob man nicht besser einem sachkundigen, von allen Bindungen freien Mann den Auftrag erteilen würde, im stillen Kämmerlein das Ganze einmal gründlich durchzudenken, es zu Papier zu bringen und dann erst das demokratische Verfahren spielen zu lassen. Doch das ist eine persönliche Meinung, und es soll damit keineswegs angezweifelt werden, dass bei allen Beteiligten der Wille vorhanden ist, die Schulreform nach bestem Wissen und Gewissen zu Ende zu führen. Bis es so weit ist, wird allerdings noch eine gute Weile vergehen, und gerne wollen wir zu einem spätern Zeitpunkt wieder an dieser Stelle darüber berichten. *Paul Frey*, Zürich

Schulfunksendungen

Erstes Datum : Jeweilen Morgensendung (10.20–10.50 Uhr)
Zweites Datum : Wiederholung am Nachmittag (14.30 bis 15.00 Uhr)

1. März/7. März. *Odins Meeresritt*, Ballade von Aloys Schreiber (1763–1841), vertont von Carl Loewe (1796–1869), erläutert von Hans Stamm, Basel. Eine kurze Einführung in die germanische Götterwelt und insbesondere in die Göttersagen über Odin (Wotan) bildet eine gute Grundlage für das Verständnis der Sendung (ab 7. Schuljahr).

4. März/9. März. *Gauguin : « Ta Matete »*. Bildbetrachtung von Hermann Plattner, Zeichenlehrer, Bern. (Bildbestellung durch Einzahlen des entsprechenden Betrages an: Schulfunkkommission Basel, Bildbetrachtung, auf Postcheck V 12635. Wenn 10 und mehr Bilder: 20 Rp. pro Bild.) Ab 7. Schuljahr.

8. März/18. März. *Am Stadttor*, Hörfolge von Werner Güttinger, Zürich, die sich in der Stadt Zürich abspielt, und zwar im Raume zwischen dem Niederdorftor, dem Predigerkloster und der Limmat. Mit dieser Sendung soll den Schülern vom 5. Schuljahr an ein lebendiges Bild vom mittelalterlichen Leben am Stadttor geboten werden.

14. März/23. März. *Ein Paket reist von Jegenstorf nach Arolla*, eine Hörfolge von Paul Schenk, Bern, die zeigt, wie die Schweizer Post arbeitet, und die für den Geographieunterricht interessante Möglichkeiten bietet, wie sie aus der Schulfunkzeitschrift ersichtlich sind. (Ab 6. Schuljahr.)

15. März/21. März. *Ruedi Egger findet seinen Weg*, Hörspiel von Hans Stauffer, Aarau, das darstellt, wie ein junger Bursche, der an Kinderlähmung erkrankte, seinen Beruf aufgeben muss und sich in einen andern Beruf einarbeitet und damit seinen Weg ins Leben zurückfindet. (Ab 6. Schuljahr.)

FORTBILDUNGS- UND KURSWESEN

9. Internationaler Kunstkongress. Internationaler Kongress für Erziehung und Unterricht in Zeichnen und bildender Kunst *8.–13. August in Lund, Schweden*

In Verbindung mit dem internationalen Kongress für Zeichnen und bildende Kunst wird traditionsgemäss eine internationale Ausstellung veranstaltet, an der sich auch die Schweiz beteiligen wird. Diese Ausstellung wird über den derzeitigen Stand und die Bestrebungen auf diesen Unterrichtsgebieten in den beteiligten Kulturstaaten orientieren.

Die Gesellschaft schweizerischer Zeichenlehrer (GSZ) hat die Aufgabe übernommen, das schweizerische Ausstellungsgut zu sammeln und zu einer, alle Schulstufen umfassenden Schau zu ordnen.

Der Vorstand der GSZ richtet deshalb an die verehrten Kolleginnen und Kollegen aller Schulstufen die Bitte, gute Arbeiten zur Verfügung zu stellen. Gewünscht werden Klassenarbeiten und Gemeinschaftsarbeiten.

Wir bitten alle Mitarbeiter, die folgende Wegleitung genau zu berücksichtigen:

1. Thema, Format und Technik der Arbeiten ist freigestellt. Passpartouts sind nicht notwendig. Plastische Arbeiten können leider nicht ausgestellt werden.
2. Jede einzelne Arbeit soll auf der Rückseite folgende Angaben in Blockschrift tragen: (Reihenfolge)
   Name des Schülers / Alter, Klasse / Schule, Schultyp / Wohnort / Name des Lehrers / Thema / Arbeitszeit. Gemeinschaftsarbeiten tragen die Namen der beteiligten Schüler.
3. Jeder Klassen- oder Gemeinschaftsarbeit soll auf einem Blatt A 4 eine kurze Zusammenfassung folgender Angaben beiliegen:
   Thema / Technik / Anzahl der Blätter / Schule / Klasse / Lektionsziel / eventuell Vorarbeiten / Arbeitsfolge / Arbeitszeit / Adresse des Lehrers.
4. Jeder Klassen- oder Gemeinschaftsarbeit ist die gewünschte Rücksendeadresse beizulegen.

Die Wahl und die Zusammenstellung der Ausstellung wird einer vom Vorstand der GSZ gewählten Kommission übertragen. Die Arbeiten werden wenn möglich im Verlaufe dieses Jahres zurückgesandt. Alle Beiträge sind zu adressieren: Internationale Zeichenausstellung, H. Ess, Kantonales Oberseminar, Gloriastrasse 7, Zürich 6. Einsendetermin: 19. März 1955.

Im Auftrag des Vorstandes der GSZ, der Schriftleiter
H. Ess

Internationale Arbeitstagungen für Lehrer und Lehrerinnen, unter der Leitung von Dr. C. Gattegno, Professor an der Universität London. *9.–16. April 1955* in Bellano (Comersee), Italien, Hotel All'Orrido. *Thema :* Praktische Psychologie; Charakter, Temperament, Milieu; Probleme der Selbstbesinnung. *Kurskosten :* Lire 14 500 = zirka Schw. Fr. 100.— (mit Unterkunft und drei Mahlzeiten) plus Einschreibegebühr.

17.–30. Juli 1955 in « The Burn Glenesk Brechin (Angus) », Schottland (Ostküste). *Thema :* From National to International and Human Education. Neben den Vorträgen und Diskussionen ist Gelegenheit zum Malen, Fischen und zu Spaziergängen. *Kurskosten :* £ 19.10.0 = zirka Schw. Fr. 240.—, alles inbegriffen (Unterkunft in Einer- und Doppelzimmern, Mahlzeiten und Exkursionen in die « Highlands »), plus Einschreibegebühr.

Auskunft und detaillierte Programme für die Kurse bei Frl. E. Brandenberg, Kapellenstrasse 21, Bern.

« Heim » Neukirch an der Thur. Volksbildungsheim für Mädchen. *Aus der Sommerarbeit 1955 : Ende April bis Ende September :* Sommerkurse für junge Mädchen von 17 Jahren

an. Viermonatige Kurse für Jugendliche. *11.–17. April: Werkwoche der Freunde. Schnitzen, Stoffdrucken und Photographieren. 2.–14. Mai: Ferienkurs über Mutterschaft und Kinderpflege*, veranstaltet vom Zentralsekretariat Pro Juventute. *11./12. Juni: Ehemaligentagung*, Leitung: Fritz Wartenweiler. *16.–22. Juli: Ferienwoche* für Männer und Frauen, Leitung: Fritz Wartenweiler. *«Rufe bedeutender Achtziger in die Gegenwart».*

Genaue Programme sind zu erhalten bei der Leitung des « Heims » Neukirch an der Thur.

Spielkurs auf dem Herzberg vom 11. bis 16. April 1955 für Jugendgruppenleiter, Heimleiter und Leiter von Ferienlagern und Kolonien. Die Kosten betragen Fr. 65.— einschliesslich Kursgeld.

Anmeldungen bis spätestens 25. März an Freizeitdienst Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich.

Ferienwoche «Lebendige Wohnstube»: 17.–24. April auf dem Herzberg bei Aarau. *Kosten:* Ehepaare Fr. 120.—, Familien mit 1 Kind Fr. 150.—, Familien mit 2 Kindern Fr. 170.—, plus Fr. 15.— für jedes weitere Kind, Einzelpersonen Fr. 80.—.

Anmeldungen sind bis spätestens 1. April 1955 zu richten an den Freizeitdienst Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich, oder an das Volksbildungsheim Herzberg, Asp (AG).

Für weitere Auskünfte stehen die Veranstalter jederzeit gerne zur Verfügung.

VERSCHIEDENES

Orchesterverein Thun. Es ist Sitte geworden, den Konzertbesuchern die Werke moderner Komponisten nur in kleinen Dosen vorzuführen, um sie ihnen schmackhaft zu machen. Dabei spielt auch die Überlegung mit, dass es der Weg des geringsten Widerstandes ist, den man einzuschlagen hat, wenn man unsere schöpferischen Zeitgenossen in öffentlichen Konzerten zu Worte kommen lassen will. Dabei wird aber von vorneherein auf eine Geschlossenheit eines Programms verzichtet. Es gibt ausser der Sorge um die Wahrung einer Einheitlichkeit noch völlig andere Gesichtspunkte, die beim Zusammenstellen einer Werkfolge berücksichtigt werden können, so etwa: die Gegenüberstellung grundverschiedener Stile oder die Kontrastwirkungen national gefärbter Musikwerke.

Alfred Ellenberger, der langjährige Leiter des Thuner Orchesters, hat an die Spitze eines klassischen Programms die Transsylvanischen Tänze für Streichorchester von *Sándor Veress* gesetzt, die er mit grosser Einfühlungsgabe dirigierte. Von den vier Tänzen ging vor allem von Nummer 2 und 4 eine packende Wirkung aus. Allerdings gehören solch ausgesprochen weltlichen Werke nicht in eine Kirche, sondern in einen Konzertsaal, den Thun leider noch nicht besitzt.

Mit *Paul Baumgartner* als Solisten erklang Beethovens Konzert für Klavier und Orchester in B-dur, op. 19. Der jugendliche Schwung der Ecksätze und die Verträumtheit des Adagio gelangten zur eindrücklichen Wiedergabe. Geschliffene Technik, nuancierter Anschlag und weises Masshalten in aussendynamischen Ballungen verhalfen dem Werk zu einer prächtigen Aufführung.

Mozarts « Jupiter-Symphonie » (KV 551) bildete den krönenden Abschluss des genussreichen Konzertabends. Die Synthese von Mozarts Instrumentalstil und der an Bach geschulten kontrapunktischen Satzweise in dieser Symphonie erregen immer wieder das Erstaunen der musikgeschichtlich Geschulten. Unwillkürlich deutete man die Aufführung dieser Symphonie als eine Art Auftakt zu den im Jahre 1956 bevorstehenden Mozart-Feiern, wo an massgebenden Stellen die unvergänglichen Werke des grossen Salzburgers zu hören sein werden. *G. Bieri*

Für Reiseaufenthalt in Florenz bestens zu empfehlen *Familie Scheffer-v. Arx*, Bildhauer, Via Sussini 6, Bushaltestelle Ortopedico, Florenz. Schöne, ruhige Lage; mässiger Preis bei guter Pension. Kundige Führungen durch Kunststätten durch Herrn Scheffer möglich. *Ein Kollege*

Stiftung Schweizerhilfe

In diesen Tagen gelangt die *Stiftung Schweizerhilfe* an ihre Freunde und Gönner mit der Bitte, ihre Bestrebungen durch Barspenden (Postcheck-Konto III 10436) oder Meldung von Ferienfreiplätzen zu unterstützen. Im Rahmen ihrer Tätigkeit ermöglicht die Stiftung alljährlich rund 1500 Auslandschweizerkindern einen Ferien- oder Kuraufenthalt in der Schweiz, leistet sie Beiträge an die Heimatlager jugendlicher Auslandschweizer sowie an die Stipendienhilfe für solche, die in unserem Lande eine Lehre oder höhere Schulen besuchen. Schliesslich unterstützt die Stiftung die Auslandschweizerschulen sowohl finanziell als auch mit Lehrmittelsendungen. Das Hilfswerk für die Auslandschweizerkinder verdient deshalb auch die Unterstützung der Lehrerschaft.

STIFTUNG SCHWEIZERHILFE
Kantonalkomitee Bern
Der Präsident: Dr. *G. Staender*

NEUE BÜCHER

Besprechung – ohne Verpflichtung – vorbehalten

W. Abegg, **Aus Tagebüchern und Briefen junger Menschen.** Ein Beitrag zur Psychologie des Entwicklungsalters. E. Reinhardt, Basel. Fr. 10.—.

Cuno Amiet. Schweizer Kunst der Gegenwart Nr. 10. Text von Josef Müller. Editions du Griffon, La Neuveville.

Jacques Berna, **Erziehungsschwierigkeiten und ihre Überwindung.** Hans Huber, Bern. Fr. 19.80.

L. Cottrell, **Der Faden der Ariadne.** Mit 20 Illustrationen, 45 Bildtafeln, 5 vierfarbigen Tafeln und 2 Karten. Diana-Verlag, Zürich. Fr. 22.—.

Phyllis Cordon Demarest, **Wagnis der Liebe.** Roman. Europa-Verlag, Zürich. Fr. 18.—.

Emil Egli, Sigmund Widmer, Richard Zürcher, **Toskana.** Ein Reisebuch. Mit 21 photographischen Aufnahmen. Max Niklaus AG, Zürich. Fr. 16.80.

Heinz Hunger, **Das Sexualwissen der Jugend.** Sexualpädagogische Beiträge, Heft 1. E. Reinhardt, Basel. Fr. 4.50.

Menninger und Leaf, **Psychotherapie für jedermann.** Eine allgemein verständliche Einführung. E. Reinhardt, Basel. Fr. 10.—.

Psychologie-Jahrbuch 1955. Herausgegeben von Willy Canziani. Rascher, Zürich. Fr. 12.90.

Heinz Remplein, **Psychologie der Persönlichkeit.** Die Lehre von der individuellen und typischen Eigenart des Menschen. E. Reinhardt, Basel. Fr. 25.—.

Romandie. Welschland-Buch. Dreisprachiges Bildwerk von 250 Schwarz- und Farbenseiten. Verbandsdruckerei AG, Bern.

Ernst Schmid, **Lombardisches Land.** Bauten, Gärten, Bildwerk. 288 S., mit 118 Abbildungen. Zwei Bändchen in Cellophanfutteral. Huber & Co. AG, Frauenfeld. Fr. 15.—.

Jürgen von Stackelberg, **Italienische Geisteswelt.** Von Dante bis Croce. Holle-Verlag, Genf/Darmstadt. Fr. 13.30.

Kolleginnen und Kollegen,
tretet der Schweizerischen Lehrerkrankenkasse bei!

Niklaus Manuels Malerdichtertum

VON
PROF. PAUL ZINSLI
BERN

Es ist in der schweizerischen Geistesgeschichte keine seltene Erscheinung, dass sich malerische und dichterische Talente im selben Menschen vereinen, ja man hat diesen Tatbestand geradezu als ein Kennzeichen unseres alemannischen Schaffens hervorgehoben. Offensichtlich schlingt sich ein Band gemeinsamer Doppelbegabung um die Gestalten eines Niklaus Manuel, Tobias Stimmer, Salomon Gessner, Gottfried Keller bis zu Spitteler und Tavel, – wenn man nicht schon bei dem von seinem grossen Nachfahr liebevoll zum Malerdichter verklärten Johannes Hadlaub beginnen will! Freilich, Begabung und Phantasie sind in dieser Reihe recht verschieden, verschieden auch die bildkünstlerischen und poetischen Anteile und das wachsende Gewicht des einen, das schliesslich den Ausschlag gibt, nachdem sich beide eine zeitlang die Waage gehalten.

Besonders eigenartig und reich an Fragen ist jedoch dies Verhältnis der Doppelbegabung bei *Niklaus Manuel!* Schon weil sein Weg der Entwicklung nicht einfach aus noch schwankender Unsicherheit geradeaus zu einseitiger Könnerschaft führt, sondern dem wahrhaft zwiefach Beschenkten immer wieder die Möglichkeit belassen hat, nach dieser oder jener Richtung abzuzweigen. – Begonnen hat Manuel – wohl erst verhältnismässig spät – als *zünftiger Maler*, und als Manuel « der Maler » gilt er bis an sein Ende, da er längst Werkstatt und Künstlerberuf aufgegeben und die Kraft seiner Mannesjahre auf einem andern Wirkungsfeld eingesetzt hat. Es nennt ihn noch 1528 der Geschichtsschreiber Valerius Anshelm « einen jungen aber wolberedten, tätigen man – maler handwerks »: damals sass aber der « wolberedte » Künstler schon in der Regierung, war Fenner und Chorrichter geworden und hatte sein dichterisches Lebenswerk wohl abgeschlossen. So tief war er im Bewusstsein der Zeitgenossen mit dem Malergewerbe verwachsen, als dessen Repräsentanten vor der Ewigkeit er sich selber in seinem Totentanz an der Mauer des Dominikanerklosters dargestellt hatte.

Die Erinnerung an den « künstlichen maler Niclausen Manuel » hat denn auch das Wirken des Dichters durch Jahrhunderte überstrahlt. Sicher stand in der damaligen Zeit ein Maler schon als zunftgenössiger Handwerker in höherem Ansehen als ein Dichter, an dessen Existenz noch der Verdacht des Schwindlerisch-Zweifelhaften, nichtstuerischer Unehrlichkeit klebte, – zumal im tätigtüchtigen alten Bern! Wie hatte doch auch ein Leonardo die edle Malerei weit über alle andern Künste erhoben, selbst über die Dichtung: hat es doch *sie* allein unmittelbar mit den Werken Gottes zu tun, während sich die Poesie « nur auf lügenhafte Erdichtungen menschlicher Werke bezieht ».

Bei solch einer *zeitbedingten Verschiedenbewertung* der Künste ist es schon merkwürdig, dass der anerkannte, durch grosse Bildaufträge geehrte Maler den Pinsel beiseite legt und zur Feder des Fastnachtsspielpoeten greift; noch befremdlicher wird aber dieser Wandel, wenn man sich in Manuels Zeit versetzt und die *Ausdrucksmöglichkeiten* abwägt, die damals die beiden Schwesterkünste boten. Da ist doch kaum zu bestreiten, dass zumindest die *Dichtung* in deutscher Sprache – weniger vielleicht die humanistisch-lateinische Poesie – um die Wende zum 16. Jahrhundert der bildenden Kunst weit nachstand. Auf Wirkung in die breiten bürgerlichen Massen bedacht, bleibt sie im ganzen allzu stark im Äusserlich-Gegenständlichen und im Bieder-Moralischen haften. Weder ein besonderer Reichtum der Phantasie noch lebendiger Form ist ihr eigen, und über die weichen, feinern Bereiche des Seelischen herrscht ein männisch-derber, allzu häufig sogar ein roher Geist, so dass man nicht ganz zu Unrecht vom Zeitalter des Grobians gesprochen hat.

Wie anders dagegen blickt der deutsche Mensch dieser Zeit uns aus der *Bildkunst* entgegen. Besässen wir über diese Jahrzehnte kein anderes Zeugnis als ihre Kunst, sagt Georg Dehio, « so würde allein schon diese uns sagen, was diese Generation war: eine ausserordentliche im Ernst ihrer Gesinnung, männlich durchaus, tiefsinnig, schicksalsbereit, gross denkend vom Sinne des Lebens und dem Beruf des Menschen . . . » Sie war eine Kunst nicht bloss des Auges, sondern der tiefen menschlichen Gehalte – wir denken an Dürers Grosse Passion, an Grünewalds Isenheimer Altar, die den Umbruch künftiger Glaubenserschütterung vorauszukünden scheinen, – wir denken an die Fülle der Form gewordenen Gesichte im Werk eines Holbein, an die Innigkeit und Erzählfreude eines Altdorfer, und wir erkennen, dass solche Malerei selbst grosse Dichtung war.

« Es war wirklich so », erklärt der Historiker der deutschen Kunst weiter, « dass das Gemütsleben dieser Zeit, wo es sich künstlerisch ausdrücken wollte, mit dem Bilde mehr als mit dem Worte zu sagen verstand ». Ja es scheint fast, als hätte die bildende Kunst dieses

Geschlechts alle Kräfte dem Nährgrund des Geisteslebens entzogen, so dass die Poesie in der Muttersprache daneben nur noch kümmerlich zu gedeihen vermochte.

Zu dieser hochgesinnten Malergeneration der Dürer (*1471), Cranach (*1472), Burgkmair (*1473), Grünewald (*zw. 1470–83), Altdorfer (um 1480), Hans Baldung (*1484 oder 1485), Urs Graf (*1485), denen sich im Süden ein Michelangelo (*1475), Tizian (*1476/77), Raffael (*1483) mit entsprechenden Geburtsdaten vom Anfang der siebziger bis in die Mitte der achtziger Jahre beigesellen, gehört als Spätling noch der um 1484 geborene Niklaus Manuel. Wie befremdlich, dass *er* nun gleichsam aus dieser Reihe tritt und, die Möglichkeiten einer grossen künstlerischen Überlieferung beiseite schiebend, vorwiegend *durchs Wort* zu gestalten versucht, was ihn bedrängt. Ganz anders ist es, wenn 300 Jahre später sein Landsmann Gottfried Keller das Atelier in München und den Künstlerberuf aufgibt, um sein sprachliches Kunstwerk zu schaffen: im 19. Jahrhundert hat die Dichtung längst ihren Rückstand ausgeglichen und sich der Malerei ebenbürtig an die Seite gestellt. Anders liegen die Dinge aber auch aus einem weitern Grund: nach mühevoller Irrfahrt und als gestrandete « Künstlerexistenz » hat sich Keller zur Dichtung heimgefunden, während Manuel aus der Fülle erfolgreichen Wirkens zum neuen Ausdrucksmittel greift. Man muss sich klar vor Augen halten, was für Leistungen diesem Wandel zum Dichter, den man gewöhnlich mit dem Biccoccalied ums Jahr 1522 ansetzt, vorausgegangen sind: schon ein Jahrzehnt zuvor hebt die Reihe der noch erhaltenen Zeichnungen Manuels an, und von 1515 fort datieren die nun in rascher, reicher Folge erwachsenen Gemälde des Meisters: einzelne Tafeln, verschiedene grosse Altarwerke, dekorative Malereien im Münster, Wandbilder, vor allem der grosse, figurenreiche Totentanz bei den Dominikanern. Die Spanne von 1516–1522 ist unbestritten die fruchtbarste Zeit des Künstlers Manuel: kein mähliches Erlahmen, im Gegenteil eine stete Steigerung der bildschöpferischen Kraft macht sich *vor* dem Einbruch des dichterischen Wortes geltend!

Nun setzt freilich *nach* 1522 das künstlerische Schaffen nicht, wie man früher annahm, jäh und völlig aus; aber es muss im letzten Lebensjahrzehnt zurücktreten, läuft gewissermassen bloss noch nebenher, und vielleicht nur in seltenen Mussestunden hat Manuel noch die Zeichenfeder, den Pinsel zur Hand genommen: von den 78 Blättern, die Koeglers Verzeichnis der Basler Handzeichnungen des Niklaus Manuel Deutsch aufführt, entfallen nur acht noch auf die Jahre von 1522 bis 1530, alle 70 übrigen gehören dem vorangehenden Dezennium an! Zahlenmässig ist der Ertrag dieser Zeit an Gemälden noch geringer: wenn wir jedoch, neuen Datierungsversuchen folgend, die drei grossen Leinwandbilder des Basler Kunstmuseums: das Votivbild der hl. Anna, das Parisurteil und die Darstellung von Pyramus' und Thisbes Liebestod als Arbeiten des Landvogts in die Erlacher Jahre verlegen, dann freilich *vollendet* sich Manuels Malerkunst erst jetzt, wo er gleichsam zu den « Dilettanten » übergegangen ist. Spätestes und eindrücklichstes Zeugnis für die Höhe dieser malerischen Nebenarbeit ist möglicherweise das ergreifende Selbstbild des schon vom Tode Gezeichneten.

Aber trotz diesen abschliessenden Einzelleistungen bleibt eben die Tatsache bestehen, dass Manuels Künstlerentwicklung um 1522 gestört, zumindest stark gehemmt und auf einen engen Seitenweg abgedrängt wird vor der Gewalt eines neuen Ausdruckswillens. Der kurzen Frist eines bewegten Jahres, bis zur Fastenzeit 1523, sind schon vier Dichtungen entwachsen: das ingrimmige Biccoccalied, der apokalyptische « Traum » und die beiden leidenschaftlichen Fastnachtsspiele « Vom Papst und seiner Priesterschaft » und « Von Papsts und Christi Gegensatz ».

Es müssen mächtige Kräfte gewesen sein, die Manuels Entwicklung derart auf eine neue Bahn lenkten und zugleich seinem bürgerlichen Leben eine andere Richtung wiesen; denn bloss mit wirtschaftlichen Gründen oder gar mit äusserlichen Fragen des gesellschaftlichen Ansehens vermag man diese Wendung nicht zu begründen: wohl verlangten bürgerlicher Alltag und der Zwang zum Erwerb die Erfüllung sicher wenig geschätzter Aufträge, die den hochgesinnten, seinen Bildvisionen nachträumenden Künstler mit der stolzen Renaissancegesinnung wenig locken mochten. Wir werden an die Nöte des Grünen Heinrich erinnert, wenn wir in den bernischen Staatsrechnungen lesen, dass « 1513 denne Manuel dem maler umb ein panerstangen ze malen 10 schilling » verabreicht wurden, oder dass er einen Betrag erhielt für das Malen « von schilten an die lageln », von Schildern an die Weinfässer. Wie kleinbürgerlich es bei diesem Verrechnen und wie fröhlich es wohl beim Malen zugegangen ist, das deutet die Notiz von 1519 an, nach welcher Manuel der Lohn erst ausbezahlt wird « nach abzug vier säum wins, so er us miner herren keller genommen hat ». Dass all die grossen und kleinen Aufträge dem Künstler nicht genug einbrachten, um seine Familie zu ernähren, wird vielleicht durch die Tatsache erwiesen, dass er zu dieser Zeit zwei Söldnerzüge in die Lombardei mitmachte, besonders eindrücklich aber durch einen Brief aus dem Felde vom 2. April 1522: darin bittet er die gnädigen Herren – allerdings vergebens – ihm das freigewordene Grossweibelamt zu gönnen und es mit ihm wenigstens « ein jar daran (zu) versuochen ». Denn, sagt er offen heraus: « Ich bin ein junger gsell und hab vil kliner kinder . . ., die ich mit eren gern wett erziehen; und min handwerk solichs nit wol ertragen mag, sunder dass ich fremden herren dienen muoss; und so ich dienen muoss, wett ich üch, minen natürlichen herren, lieber dienen, denn ieman anders ».

Mag nun auch mit solchen Zeugnissen der Not die Abwendung vom allzu handwerklichen und zu wenig einträglichen Malerberuf erklärt werden, – für den Wechsel der künstlerischen Aussage, mit dem sich ja weder Einkünfte noch Ehren verbinden liessen, vermögen sie nichts zu erweisen!

Die starken Antriebe zum neuen Ausdruck kamen zweifellos weder aus dem Umkreis persönlich-eigennütziger Werte, noch entstammten sie dem reinen Bereich des Schönen und der Künste.

Es waren die Nöte des Glaubens und mit ihnen die politischen und sozialen Sorgen des gemeinen Mitbürgers und Miteidgenossen, welche ihn aus der stillen Malerwerkstatt auf den Plan hinausriefen. In den Dienst der kirchlichen Erneuerung, und das heisst zugleich in den Dienst an der neuen staatlichen Gemeinschaft, hat

Manuel die letzten acht Jahre seines Lebens gestellt, – diesem Dienst gilt auch sein dichterisches Wort! Gerade das Verwobensein im Zeitereignis, die Ladung mit aktuellem Zündstoff hat aber seinem Wort jene umwälzende Wirkung auf die Zeitgenossen gesichert und ihm zugleich das Gepräge des Unmittelbar-Echten verliehen, so dass Manuel wie auf einen Schlag mit der Aufführung seines erregenden ersten Kampfspiels aus dem hervorragenden Maler zu einem der bedeutendsten Vertreter altschweizerischer Spieldichtung wurde.

Ganz so unvermittelt ist freilich der Dramatiker nicht erstanden, und aus einem beschaulichen Maler ist nicht über Nacht der sprachgewandte Streiter geworden. Eine zeitlang hat sich der Widerstand, der in ihm zu grollen begann, noch in den Bildern Ausdruck verschafft: da finden sich im Ornamentalen versteckt allerlei Anspielungen auf die Abgötterei der Zeit; offener sprach schon das Wandbild von Salomons Götzendienst, das er 1518 am Haus seines Freundes Anthony Noll auf dem Münsterplatz entworfen hatte, gegen die kirchlichen Schäden von damals; eine eindrückliche, von verhaltenem Kampfgeist erfüllte Predigt aber war auch die Bilderfolge des Totentanzes, die zwischen 1516–19 an der Mauer des Dominikanerklosters erwuchs. Sie *war* es auch, wenn man zugeben wollte, dass einige übertrieben scharfe Angriffe gegen die Geistlichkeit in den Bildern und vor allem in den Beischriften späteren eifernden Restauratoren zugeschrieben werden müssten. Aber dass die grimmigen Todesdämonen die Kleriker besonders mutwillig anpacken und verhöhnen, verrät doch wohl bereits die kirchenfeindliche Ironie des Malers, noch deutlicher allerlei Einzelheiten: so finden wir in der Darstellung des Papstes, dessen Züge auffällig an Leo X. erinnern, auf einem Relief seines Tragstuhls abgebildet, wie Christus die die Ehebrecherin verklagenden Juden – mit Mitren deutlich als Pharisäer gekennzeichnete Bischöfe – ihrer Heuchelei überführt; und wie er die Krämer – wieder sind es Infulträger – zum Tempel hinausweist. Freilich nur in solchen Anspielungen wagt sich der Spott hervor wie auf den andern Bildern, die wohl durchwegs Aufträge frommer Spender gewesen sind.

«*Maler*» (Selbstbild aus dem Totentanz) Abb. I

Hätte aber Manuel, so fragen wir hier, nicht auf diesem Weg einfach seinen Angriff steigern und in Bildern offen und scharf *mit dem Mittel des Malers, des Zeichners seinen Kampf führen können?* Derartige Tendenzkunst von schlagender Werbekraft ist uns ja nicht fremd: man braucht nur etwa an das moderne Plakat im Abstimmungskampf zu denken, oder – um Grösseres zu nennen – an das Lebenswerk einer Käthe Kollwitz zu erinnern. Auch die damalige Zeit kannte schon eine kämpferische Kunst in den Einblattdrucken und in Buchillustrationen: so hat Lucas Cranach in seinem holzgeschnittenen « Passional Christi und Antichristi » für die reformatorische Erneuerung mit scharfer, zeitgebundener Satire gestritten. Als ein unvergängliches Werk bekennender Kunst aus jenen Jahren gelten uns Dürers Apostelbilder! Wenn Manuel *diesen* Weg nicht weiter geht, nun auf die Waffe der Kunst verzichtet und den Kampf allein mit dem Wort beginnt, dann muss diese Entscheidung wohl auf unmittelbarer *Erkenntnis von den verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten der beiden Künste* und von deren eigenen Ausdrucksfähigkeiten beruhen. Die Augen dafür mögen ihm gerade bei der Gestaltung des Totentanzes aufgegangen sein. Nach alter Überlieferung verlangten die Einzelbilder des makabren Reigens Versbeischriften mit dem Anruf des Todesboten und der Klage des Sterbenden. Manuel hat, soweit wir durch die verderbte Überlieferung noch urteilen können, die alte Spruchfolge – wahrscheinlich von den Basler Totentänzen her – übernommen, aber auch gleich zum grossen Teil umgeformt und neugeformt. Seine eigenwillige Erfindungs-

Abb. II

Gegensätzlicher Aufzug Christi und des Paptes (Zeichnung eines unbekannten Verfassers, 1524)

gabe und sein ungewöhnliches sprachliches Vermögen, das ihm zuvor schon zum Amt eines Feldschreibers des Hauptmanns Albrecht vom Stein im Mailänderfeldzug verholfen hatte, wollten sich nicht mit dem Nachklatsch abgegriffener Formeln begnügen!

Man mag sich im einzelnen über den Anteil Manuels an den überlieferten Versen streiten. Da wo er weder in Basel noch anderswo ein Vorbild finden konnte, ist die gereimte Beischrift selbstverständlich sein eigen: erst Manuel, der Renaissancekünstler, hat am Schluss des düstern Reigens noch den *Maler* eingeführt und in ihm sich selbst dargestellt, wie er eben den letzten Pinselstrich an sein Werk legt, während der von hinten katzenartig herankriechende Tod den Malstecken aus seiner Hand nimmt. (Abb. I.)

Dazu schrieb der Maler die unverkennbaren Verse:

« Manuel, aller Wält Figur
Hast gemalet an diese Mur.
Nun muosst stärben, da hilfft kein Fund,
Bist ouch nit sicher Minut, noch Stund. »

Und die Antwort:

« Hilff, einiger Heyland, drumb ich dich bitt!
Dann hie ist keines Blybens nit.
So mir der Tod min Red wirt stellen,
So bhüet üch Gott, mine lieben Gsellen! »

Wir betrachten diese Versbeischriften zum Totentanz – die manche dem Künstler unbegreiflicherweise absprechen möchten – als den entscheidenden Anfang von Manuels ganzem dichterischem Schaffen: hier hat er, herausgefordert durch eine Tradition und zunächst noch auf sie gestützt, das eigengeprägte Wort zum Bild gefügt und die ersten Schritte ins Neuland gewagt. Hier aber – in solchen bildausdeutenden Beischriften – muss dem Künstler auch bewusst geworden sein, dass sich durch das Wort Dinge sagen lassen, die der Pinsel nicht oder nur schwer zum Ausdruck zu bringen vermag. Gerade die Antwortstrophe unter der Malerszene mit der inständigen Bitte an den Heiland, mit der Erinnerung ans künftige Ende, mit dem Abschied von den nicht anwesenden Gesellen hätte der Künstler Manuel mit seinen Mitteln nicht, zumindest nicht so eindeutig und überzeugend geben können. Sicher hat er bei dieser ersten schöpferischen Begegnung mit geformter Sprache die in bestimmter Weise überlegene Wirkung des Wortes erfahren müssen: dessen unbegrenzte Möglichkeit gedanklichen Ausdrucks, die Schlagkraft direkter Aussprache und aufrüttelnder Ansprache. Das ist es aber gerade, wonach der werdende « Reformator Berns aus dem Laienstande» suchte!

So ist das Wort, das hier im Totentanz noch dienend zum Bild tritt, bald darauf selbständig geworden und hat die Zeitgenossen viel herausfordernder angesprochen als die still mahnenden Szenen des gemalten Memento mori auf der Klostermauer!

Aber wenn auch seit 1522 die Dichtung recht eigentlich den Ton angibt, geht doch – wie erwähnt – die Malerei weiterhin noch sachte nebenher und erreicht nicht geringere Höhen. Gerade in diesem Nebeneinander, nicht bloss in der Ablösung zweier künstlerischer Ausdrucksmittel offenbart sich Manuels echtes Malerdichtertum! Und es erhebt sich hier die Frage nach dem *Verhältnis der zwei Ausdruckswelten in Manuels schöpferischer Persönlichkeit.* Haben sie nicht, abgesehen von der einseitigen Bindung des Dramatikers an äussere, an politisch-kirchliche Ziele, im Grunde doch denselben Gehalt, so dass sich dem dichtenden Maler nun einfach auch ein malender Dichter in der gleichen Person beigesellt? Vielleicht lässt sich in Manuels ersten dramatischen Spielen die Herkunft der Dichtung aus der Malerei des Totentanzes noch erspüren: wie an der Mauer des Dominikanerklosters die auffordernde Rede des Todes und die Klage des Sterbenden sich fast ohne Bezug, bloss monologisch folgen, so reden auch die Gestalten etwa in den « Totenfressern» nicht eigentlich in dramatischer Wechselrede, sondern in aufeinanderfolgenden Selbstgesprächen, und wie sich dort die Einzelgemälde des Zyklus, durch Arkaden getrennt, nebeneinander aufreihen, so fügen sich auch hier wieder die Szenen bildmässig völlig abgelöst aneinander. Ja das ganze Spiel von

Papst und Christi Gegensatz ist im Grunde nicht viel mehr als die sprachliche Ausdeutung eines dramatischen Bildes; denn was geschieht darin anderes, als dass der stumme Anblick vom heiligen Aufzug unseres Erlösers und vom unheiligen des verweltlichten Kirchenherrn durch die Wechselrede zweier Bauern – wie unter den Totentanzbildern durch die Strophenpaare – kommentiert wird. So bildmässig ist hier das Ganze angelegt, dass die Annahme nicht unwahrscheinlich ist, Manuel habe die Anregung zu seinem Spiel aus einem zeitgenössischen Holzschnitt des Lukas Cranach erhalten; ohne weiteres konnte übrigens die Handlung wieder in eine bildkünstlerische Darstellung umgesetzt werden, so schon 1524 auf einer wohl nach dem Spiel entworfenen Zeichnung von fremder Hand (Abb. II) wie auch auf den 1840 zerstörten gemalten Fensterscheiben der Kirche von Boltigen im Simmental.

Diese *Bildhaftigkeit seiner Dramen* gilt als der entscheidende Wesenszug von Manuels Malerdichtertum. Zwar ist sie auch in den andern Fastnachtsspielen dieser schaulustigen Zeit zu finden; aber kaum einer hat zuvor das Volksschauspiel so augenfällig gebaut, so weit ins Visuelle umgesetzt, so mit Farben, Kontrasten revuehaft durchgestaltet.

Was daneben noch angeführt wird an Bild und Wort verbindenden Übereinstimmungen im Lebenswerk Manuels: die Originalität der Gedanken und Wendungen, der treffende Ausdruck, das lebhafte Temperament . . ., es sind die Eigenschaften seiner Schöpferpersönlichkeit und man wundert sich nicht, dass sie in beiden Schaffensgebieten durchschlagen.

Gibt es demnach *überhaupt keine wesentlichen Unterschiede* zwischen der bildkünstlerischen und der poetischen Ausdruckswelt Manuels, und gilt also unwidersprochen, wenn etwa ein Literaturhistoriker bündig behauptet, als Maler und Dichter zeige Manuel «die gleichen Züge»? Ist es bei unserm Malerdichter wirklich so wie bei Gottfried Keller, wo die sprachgeformten Bilder des gereiften Dichters noch immer dieselbe Freude an der krausen Fülle der Welt offenbaren wie die Zeichnungen des einstigen Kunstschülers? – oder klingen Dichtwerk und Malwerk bei Manuel gar so harmonisch zusammen wie die gezeichneten und gedichteten Idyllen eines Salomon Gessner, die wie in zwei Zauberspiegeln dasselbe genügsam-geniessende Wesen aufleuchten lassen? Stellt man die Frage so, dann erheben sich unwillkürlich Bedenken; es ist doch etwas Unterschiedliches im malerischen und sprachgewobenen Vermächtnis Manuels, eine Ver-

Mädchen mit Herz auf der Lanze
(Zeichnung, Basel) Abb. III

schiedenheit der Spannung, des Gestimmtseins, – ja schon der äussern Motive!

Welch eine Vielfalt von Wesen und Gesichten umfasst doch sein hinterlassenes *Künstlerwerk* mit all den eigenartigen Gestalten: diesen Heiligen, Märtyrern und Götzen, Königen, Kriegern, Dirnen und Hexen, dem Hahnrei, dem Teufel, dem Tod, – und welche Abwechslung bewegter Handlungen in seltsamen Räumen und Landschaften. Eine wahrhaft Shakespearesche Fülle des Lebens ist da gebannt! In diesem Reichtum der Einfälle allein schon offenbart sich die dichtende Phantasie des Malers, und dazu gesellt sich noch eine bisher ungewohnte prikelnd-frische Erzählweise, so dass eben schon Manuel, der Künstler, im besten Sinne ein Malerpoet ist: wenn irgendwo, scheint bei ihm die Kunst derart erschöpfend die Welt auszudrücken und zu verklären, dass sie geradezu das dichterische Wort ersetzen könnte. Als Manuel, ein ganz anderes, ausserkünstlerisches Ziel aufnehmend, sich *doch* dem Wort verschrieb, trat er aus dem wundersamen Bannkreis dieser traumhaft erschauten Gestaltenfülle heraus; denn das *Dichtwerk* kennzeichnet nicht mehr dieselbe Mannigfalt, dieselbe Weite des Lebens. Wohl erscheint auch da in wechselreichen Szenen eine bunte Reihe von Personen, vom Bettler, der Metze über die verschiedenen weltlichen und kirchlichen Würdenträger bis hinauf zu den Aposteln Petrus und Paulus, ja bis zum Heiland selbst. Aber sie haben gleichsam kein Eigenleben wie auf den Bildern und auch kein eigenes « Geschick » in diesen so handlungsarmen Schaustücken, – sie sind vielmehr nur Figuren im Spiel, Mittel zu einem Zweck; denn alles kreist ja da um den *einen* Gedanken des kirchlichen Umbruchs, der Erneuerung im Glauben, und ihm allein gilt es, durch Wort und Gestalt möglichst überzeugenden, aufrüttelnden Ausdruck zu geben. Während Manuels Malerei eine spielerisch *freie* Schöpfung seiner Phantasie ist, bleibt hier die dichterische Einbildungskraft gebunden und festgelegt; sie ist zur Dienerin geworden: das Gewicht liegt nun auf dem, *was* gesagt werden muss; die Wirkung dieser Dichtung beruht bei aller sprachlichen Meisterschaft doch vor allem auf dem Ethos des Bekenners, auf der Überzeugungskraft. Man vergisst leicht, wie eng diese dichterische Welt ist, weil sie in der Tendenz aufgeht, – eng gegenüber der spontanen Fülle malerischer Gesichte.

Und wie viel stärker im *Vernünftig-Verstandesmässigen* verhaftet sind ihnen gegenüber auch diese der Wahrheit verpflichteten Spiele und Streitgedichte! Fehlt ihnen doch – mit der einzigen Ausnahme des « Traums » – der *Ausdruck des Dunkeln, Dämonischen*, das die Bildkunst überall durchzieht. Wohl finden wir unter den prassenden Totenfressern im schwarzen Sarkophag einen Toten; aber nirgends geistert der Tod wie auf den vielen Bildern, nirgends dräuen die Hexen, die Teufel, die Ungeheuer der Antoniusversuchung. Es ist, wie wenn dieses ganze düstere Schattendasein auf einmal zerstoben wäre vor der Klarheit des Bekenners, in der Überlegenheit des kämpfenden Dichters, dessen reformatorisches Wort nur das *eine* sieht, was not tut, dessen zündende Satire auch Tod und Teufel zu bannen scheint. So steht dem durch die Klarheit des Wortes erhellten *Bekenntnis* des Dichters in ihrem Zwielicht die *Weltschau* des Malers gegenüber. Und hier wird sogar die Sprache zum Mittel des Verhüllens und Versteckens. Gelegentlich begegnen uns auf den Bildern an Mauern und Säulen angebrachte rätselhafte Inschriften, häufiger nur wenige aufgereihte Buchstaben, deren Sinn uns bis heute verborgen geblieben ist. Und zwar finden sich bei den verschiedensten Bildmotiven derartige immer wiederkehrende Initialengruppen, wie etwa GGVG, IAL, NKAW und ähnliche – wohl die Anfangsbuchstaben von uns unbekannten Devisen oder Sinnsprüchen. Es wäre verfehlt, in all dem bloss eine äusserliche Wichtigtuerei und Geheimniskrämerei zu sehen, wie sehr zwar schon das Versteckenspiel mit dem Beschauer zu dieser zwiespältig-kecken Malerzählkunst passt. Es offenbart sich aber wohl darin auch – ganz naiv – wieder jener Zug zum Irrationalen, die Aufgeschlossenheit des Malers für die unerklärbare Seite des Daseins. (Abb. III.)

Wo es einmal gelingt, solch ein Buchstabenrätsel zu lösen, scheint der Wortsinn solches geradezu zu bestätigen: auf einem halben Dutzend Zeichnungen stehen die undeutbaren Buchstaben NKAW; der Künstler verrät sich aber hier auf zwei Blättern selbst: hinter diesen Lettern birgt sich die bezeichnende Manuel-Devise: « Nieman kans alls wüssen! » Diesen Wahlspruch ergänzen an einer andern Stelle die schicksalergebenen Worte: « Wil's wol so grat'z » (so gerät es). Über dem menschlichen Wissen und Planen waltet das unbegreifliche Geschick – diese Erkenntnis gehört zu Manuels malerischer Weltschau. Dass der Schatten des Todes stets auf dem ganzen bunten Wechsel des gestaltenreichen Daseins liegt, ist eine Grunderfahrung seiner Persönlichkeit, die Vorstellung vom jähen Einbruch des Todes in die sinnlich lockende Welt eine quälende, schöpferische Vorstellung, von der der Maler nicht loskommt und die er – ausser im grossen Totentanz – in immer neuen Visionen bildkünstlerisch gestaltet hat; am eindrücklichsten vielleicht auf jener Basler Clair-obscur-Tafel, deren Vorderseite mit übermütiger Sinnenfreude die schöne Bathseba im Bade zeigt, auf deren Rückseite aber der unerbittliche Tod, ein schaurig-verwesender Leichnam, sich an einem jugendlichen Weibe vergreift. « Hütt bin ich, morn vergrabtt man mich » ist eines der letzten, Manuel zugeschriebenen Worte, die uns auf einem – sicher nicht eigenhändigen – « Autograph » aus dem Jahr 1530 erhalten sind.

Nur weil Manuels malerisches Werk seine Wurzeln in tiefen seelischen Grunderlebnissen hat, eignet ihm auch jener reiche *Stimmungszauber*, der von einer erotisch-beschwingten Sinnenseligkeit ins Schwermütig-Besinnliche hinüberspielt. Am vernehmlichsten, als ein Ton weich-verströmender Einfühlung ertönt er aus den wundersamen Landschaften mit ihren Wasserspiegeln, ihren bizarren Felsen, modrigen Moosen und fernen Gebirgen. Sie klingen wie Musik, sind Symbole der Seele, – der Abglanz eines wahrhaft *lyrischen* Gemüts.

Vergebens suchen wir aber in Manuels *Dichtung* nach entsprechendem Ausdruck. Sie kennt kein Naturerlebnis, ja bei ihrem männlich-scharfen Kämpfertum versinken Gemüt und Gefühl. Wenn solche Beschränkung auch durch eine Zeit bedingt sein sollte, der die dichterische Wiedergabe lyrischen Empfindens fast fremd war, so bleibt es doch merkwürdig, dass Manuel, der stimmungsvolle Maler, diese Schranken nicht durchbrochen hat und seine malerischen Möglichkeiten nicht auch im Wort auswirken liess.

Man möchte versucht sein, die beiden Ausdruckswelten Manuels nach ihrem Ursprung *zwei verschiedenen Schichten seines Wesens* zuzusprechen: der unbewusst-emotionalen die Malerei, der bewusst-rationalen die Dichtung.

Allein so einfach liegen die Dinge doch nicht; denn was sich in jenem Werk von *Bildern und Visionen* äussert, ist keineswegs ungebrochene Natur, nicht einfach eine hemmungslose Urkraft. Wohl ist dieser Bilderwelt die Wirklichkeit in ihrer ganzen Breite zugänglich: Zartes und Wildes, Heiliges und Heidnisches, Schönes und Garstiges; aber auch das Wilde und Schreckliche ist im Bilde gedämpft, gemeistert durch einen ausgeprägten Sinn für das Mass, für das Ansprechende, Geziemende, beherrscht durch den Willen, die brutale Wirklichkeit durch die Kunst zu veredeln.

Demgegenüber erweist sich die *Dichtung*, so sehr sie von sittlichen Kräften getragen und vom Gedanklichen bestimmt ist, seltsamerweise viel ungehemmter, ja in ihr entladen sich seelische Energien in einem oft bis zur Masslosigkeit leidenschaftlichen Ausbruch. Da tobt sich der grollend-fluchende Landsknecht im Biccoccalied aus, mit Beschimpfung und überbordender Satire wird der Gegner im « Traum » und in den Fastnachtsspielen dem Gelächter preisgegeben, – vor kaum einer Schranke, weder des Unanständigen noch des Unappetitlichen scheinen die im Grunde doch so ernsten Kampfschriften Halt zu machen!

Nirgends tritt wohl dieser Gegensatz von malerischem und dichterischem Ausdruck so sinnfällig zutage wie in der *Darstellung der Frau*. Sie steht im Mittelpunkt von Manuels Malwerk und hat die Phantasie des Künstlers unaufhörlich bewegt, sie erscheint in seinem Gemälde- und Studienschatz – einem der « frauenreichsten der altdeutschen Kunst » – in immer neuen Gestalten als Gottesmutter, Heilige, als Göttin, Bürgermädchen, Lagerdirne. Auf allen diesen weiblichen Wesen – ausgenommen allein ihr schattenhaftes Zerr- und Gegenbild, die Hexe und Todesdämonin – liegt jener veredelnde Schimmer, und sie alle verklärt der Zauber einer koketten Anmut und vornehmen Eleganz. Nur aufs höchste verfeinert spricht diese edle Weltlichkeit noch aus dem Liebreiz seiner jugendlichen Madonnen.

Aber wieder suchen wir vergeblich in der Dichtung nach solchen holdverklärten, begehrenswerten Frauenwesen. Zwar ist das « Barbeli » ein makelloses Mädchen von elf Jahren, aber in seiner unkindlichen Rechtgläubigkeit und seiner biblischen Beschlagenheit ohne Blut und Anmut. Und neben dieser allzu vergeistigten Gestalt der Dichtung finden sich zahlreicher die grobsinnlichen, – beides steht weitab von der lebendig-wahren Darstellung und Einfühlung des Bildners. Welchen Abgründen derbster Wirklichkeit entstammen jedoch die aufgebrachten Weiber, die im Fastnachtsspiel vom « Ablasskrämer » den betrügerischen Mönch überfallen, unflätig beschimpfen und ihn mit unverhohlener Rachelust brutal foltern! Ungehobelte Manieren, ja unanständige Roheit werden hier in Rede und Tat so offenbar, dass man diese Weibergestalten schon als « ein Wagnis » sogar in einer Zeit allgemein niedern Geschmackes bezeichnet hat. Welche Kluft trennt da das Frauenbild des Dichters von dem durch den Künstler gestalteten Ideal holder Weiblichkeit!

Eigenartig: sobald der künstlerische Ausdruck in den Bann des dichterischen gerät, verliert auch *er* seine verklärende Kraft: es gibt im Oeuvre Manuels nur eine einzige textausdeutende Illustration; das ist die Zeichnung, die sich in der eigenhändigen Niederschrift seines « Ablasskrämers » auf der Berner Stadtbibliothek findet. Sie stellt die Szene dar, wo der Betrüger Rychardus Hinderlist, die Hände über den Rücken, zum zweiten Mal gefesselt, hochgezogen, « gestreckt » wird. Der dargestellte Vorgang entspricht genau dem Wortlaut des Spiels, entspricht ihm in der ganzen Brutalität: da steht « das alt bös wib » mit der « rostigen hallenbarten », da stehen bedrohlich und vierschrötig die andern Glaubenskämpferinnen. So grobschlächtiger Art sind sonst bei Manuel nicht einmal die Hexen wie diese Zilia Nasentuter, Anne Suwrüssel, Trine Filzbengel und wie sie alle heissen. Ihrer eine hängt sich zum Überfluss und ohne Anweisung durch das Wort noch an das Martergewicht, das den Gefolterten niederzieht. So viel Gemeinheit und derbe Realistik ist keiner andern Zeichnung eigen wie dieser, mit der sich der Künstler ganz dem Dichter verschrieben hat; sogar sein Federstrich ist hier gröber und von geringerer Zucht, wenn auch von einer packenden Unmittelbarkeit! (Abb. IV).

Was dieser Zeichnung und was gleichermassen der leidenschaftlich-drängenden Dichtung fehlt, ist eben der vornehme Abstand von den Dingen, der seiner Bildkunst die freie Gelöstheit, ja eine beseligende Heiterkeit ermöglicht. Diese Distanz aber wird geschaffen durch den Willen zur *Form*, und mit Formproblemen hat der Künstler unaufhörlich gerungen. Der Dichter jedoch zeigt sich der formalen Gestaltung gegenüber seltsam gleichgültig und sprunghaft; ihm geht es eben vor allem um den *Ausdruck*. Darin bekundet sich aber ein Zug, den man allgemein in den Äusserungen germanischen Wesens erkennt, während jene formbetonte, graziös-vornehme Haltung der Bildkunst etwas von südlicher Klassizität in sich zu beschliessen scheint. Aus romanischer Empfindung entspringt wohl auch jene galante Verklärung fraulicher Art, und dazu passt die entwicklungsgeschichtliche Tatsache, auf die schon Koegler aufmerksam gemacht hat, dass Manuel der erste bildende Künstler diesseits der Alpen ist, der von der novellistischen Behandlung eines Stoffes, wie sie durch einen Boccaccio und seine Landsleute geübt wurde, Kunde gibt: « sicher nicht ohne direkte Verbindung seiner Person und seiner Herkunft mit Italien ».

Sollte es vielleicht so sein, dass der Riss, der durch das zwiegeartete Werk des Malerdichters geht, letztlich auf der *Abstammung*, auf der noch nicht ganz vollzogenen Mischung seines Blutes beruht? Manuels väterliche Vorfahren waren aus Italien hergezogen, seine Mutter aber, die Tochter des Ratsschreibers Fricker, entstammte dem alemannischen Volksschlag.

Aber dieser tiefe Zwiespalt, der sich zweifellos nicht nur als Kluft zwischen seiner künstlerischen und dichterischen Ausdruckswelt auftat, der vielmehr auch sein rastlos-leidenschaftliches Leben bestimmt haben mochte, löste sich in der *sittlichen Tat* des Reformators und Staatsmannes, der Arbeit an Ordnung und Frieden, in der sich Manuels Leben zugleich erfüllte und verzehrte. Wir können hier die Entwicklung des rauflustigen

Illustration zum «Ablasskrämer» (Stadt- und Hochschulbibliothek) Abb. IV

Künstlerbrausekopfs zum verantwortungsbewussten Diener und Lenker des Gemeinwesens nicht mehr schildern: diesen Aufstieg – mochte sein Anfang auch in der Notlage des armen Künstlerdaseins begründet sein – noch immer bloss als Ausfluss persönlichen Ehrgeizes zu betrachten, wäre blasphemisch; denn es spiegelt sich darin eine wahrhaft *sittliche Läuterung*. Man braucht nur die um das Schicksal seiner Schutzbefohlenen besorgten Amtsbriefe des Vogts von Erlach zu lesen, man vergegenwärtige sich, wie der ehemals ungebundene Meister im Reich des Schönen hier als gewissenhafter Verwaltungsmann mit eigener Hand – freilich nicht in kleinbürgerlichen, bürokratischen Zügen – fortlaufend die alltäglichsten Einträge ins amtliche Rechnungsbuch niedergeschrieben hat, man denke an die zahllosen Briefe aus der Fremde von ebenso zahllosen auswärtigen Unterhandlungen, oder man blicke etwa dem Menschen Manuel auf dem Bilde ins Auge, das man doch wohl mit Recht als sein letztes Selbstporträt bestimmt, und man wird erkennen, dass sein Wesen sich gewandelt hat zu einer beruhigt-selbstlosen Sicherheit. Ja, in den letzten von gemeineidgenössischen Sorgen verdüsterten Jahren, in denen der Berner mehrmals zu Vermittlung und Frieden mahnt, scheint ihm eine überlegene Milde und Einsicht zu eignen, die an dem gerade noch so angriffigen und leidenschaftlichen Kämpfer überrascht. Da tritt er sogar dem zur Waffengewalt drängenden Zwingli entgegen mit dem klaren, mahnenden Wort: «Warlich man mag mit spiess und halbarten den glouben nit ingeben!»

Manuels Aufstieg und Wandel konnte allerdings nicht ohne Opfer erreicht werden, nicht ohne Einbusse von Musse, von Kräften – schliesslich wohl seiner Lebenskraft! – und nicht ohne ein Opfer an eigenstem Wesen; denn der unerbittliche Einsatz für Glaube und Staat forderte nichts Geringeres als das Hintansetzen seiner schöpferischen Begabung, den mählichen *Verzicht auf sein Malerdichtertum*. Wir wissen nicht, wie schwer Manuel dieser Verzicht geworden ist; doch können wir trotz dem Fehlen der unmittelbaren Zeugnisse das innere Geschehen wohl erahnen: vor dem hellen, eindeutigeren Wort der Sprache musste – im Gehorsam gegenüber dem « reinen Wort » – zunächst die Bilderwelt des Malers mit ihrem schönen Schein und berückenden Spiel zurücktreten. Ja vielleicht konnte nun auch das leidenschaftliche menschliche Wort des dichtenden Glaubenskämpfers nicht mehr bestehen vor den neuen Forderungen seines Gewissens und Auftrags, und es ist wenig wahrscheinlich, dass wir aus seiner Feder noch irgend ein gestaltetes Werk besitzen nach dem entscheidenden Umbruch von 1528. Die Unzulänglichkeit des Schaffenden vor dem Glanze des Ewigen hatte Manuel freilich schon längst erkannt, da wo der Dichter des « seltsamen, wunderschönen Traums » es unternehmen möchte, die Vision der Gottesmutter in der himmlischen Glorie zu schildern; aber das Wort reicht nicht aus dazu:

« Das selb ist onmuglich mir.
Drum lon ich's underwegen
Und schrib nit ein wort darvon,
Ich kunds nit z'worten bringen.
Der man ist nie uff erden kon,
Der darvon künde singen. »

Es ist dem Dichter ebenso unmöglich wie ein paar Jahre zuvor dem Maler, der auf seiner Lukastafel Maria, die der verzückte Heilige an seiner Staffelei erschaut, unsern sterblichen Blicken entzogen hat:

« Es wurd mir glich als muglich sin,
Mir armen müllershasen,
Als welt ich der sonnen schin
Mit minem mund abblasen » . . .

So wird für Manuel *das Schöne* in Wort und Bild eben *nur etwas Vorläufiges*, das allzusehr der Welt verpflichtet, und daher aufgegeben werden muss. Das bekundet er möglicherweise an seinem späten «Parisurteil», zu dem er als Vogt von Erlach noch einmal den Pinsel zur Hand genommen hat, um die Schönheit der Welt in der sinnlichen Lockung zu schildern; will denn auf diesem erstaunlichen Gemälde die seltsame Inschrift « Paris der Torecht » nicht einfach besagen: der an die irdische Schönheit Verlorene? Wenn Manuel jetzt in der Folge überhaupt noch als Künstler schafft, dann verzichtet er – in den wenigen erhaltenen Dokumenten – auf die Wiedergabe solch lockender Welt. Eine seiner letzten Zeichnungen, die eine seltsame Mattigkeit des künstlerischen Empfindens verraten, ist ein Glasgemäldeentwurf mit der Darstellung des König Josias, der mit Beil und Feuerbrand die Götzenbilder zerstören lässt. Es scheint, als ob der Künstler sich mit dem Gedanken an den Untergang des Schönen versöhnt hätte, ja selbst zum künftigen Bildersturm aufriefe.

So sehr hat Manuel damals, drei Jahre vor seinem frühen Tod, den Malerdichter, der er war, in Pflicht und Bekenntnis überwunden!

Nachweis der Abbildungen:

Abb. I: nach Photographie des Historischen Museums Bern

Abb. II: Zeichnung der Graphischen Sammlung der Universitätsbibliothek Erlangen unter Signatur I, E7 (Abb. I und II, mit freundlicher Bewilligung der Institutsleitungen publiziert).

Abb. III und IV aus C. von Mandach/H. Koegler, Niklaus Manuel Deutsch (Urs Graf Verlag, Basel 1940).

L'ECOLE BERNOISE

En remontant à l'origine de nos patois

Les patois, ce trésor national.
La Radio

I.

Il y avait, à l'est du village où j'ai fait mes premiers essais pédagogiques, un ruisseau où nous nous rendions souvent. A sa sortie du bois, il traversait un petit vallon qu'il recouvrait souvent de son limon. Plus bas, il passait sous les aubes d'un vieux moulin dont la grande roue ne tournait plus guère, gazouillait à travers les prés, puis arrivait à un deuxième moulin. Ici, le meunier avait été plus industrieux. Il avait doublé son moulin, qui tournait bien, ma foi! d'une scierie bien achalandée et fait dériver une partie des eaux dans un bassin d'accumulation qu'il avait peuplé de grosses carpes rêveuses. Au-dessous le ruisseau passait sous la route par un pont voûté, puis continuait sa course à travers les champs entre deux rangs de hautes vernes, reste d'un ancien « breuil » où, disait-on, par les nuits sans lune, Pierre Péquignat réunissait les conjurés des mairies d'Ajoie.

Ce ruisseau était pour nous plein d'enseignements. Munis de nos cahiers de notes et de croquis – j'ai été fidèle à cette méthode tout au long de ma carrière – nous y allions à la découverte des tussilages, des pas d'âne, des premiers bourgeons de saule et d'osier. Nous y guettions une faune minuscule – les malins prétendaient qu'on y pêchait l'écrevisse – et nous en rapportions des dessins et tout un vocabulaire fluvial et marin, voire industriel.

Un jour, l'idée me prit de tenter de remonter le ruisseau jusqu'à sa source. C'est si charmant une source, si plein de mystère! Nous remontâmes donc le cours du vagabond à travers le bois, sautant quand il le fallait – car la route passait plus haut – d'une rive à l'autre en posant le pied sur les grosses pierres dont il était parsemé et auxquelles se heurtait l'eau vive et claire. Au-delà du bois, dans le pâturage, le ruisseau s'amincissait de plus en plus, remontait la pente de la montagne entre des touffes d'herbe verte. Ses bords se couvraient bientôt de quelques buissons d'épine noire. Mais il fallut nous rendre à l'évidence: les buissons allaient grossissant et s'épaississant de plus en plus en un impénétrable fourré. Nous eûmes beau en faire plusieurs fois le tour. Nous ne pûmes découvrir aucun passage. Pourtant, la source était là, certainement: en prêtant l'oreille, nous entendions l'eau gazouiller. Il fallut revenir bredouilles.

Le souvenir de cette aventure m'est revenu en écoutant à la radio, l'été dernier, une émission de patois. C'était du patois genevois et savoyard. Mais qu'importe! Celui qui a partagé dans son enfance la vie de nos paysans s'intéresse toujours à ces parlers imagés et gaillards, d'où qu'ils viennent. On annonçait du reste que les émissions allaient se poursuivre peu à peu dans tous nos vieux parlers romands et l'on informait les auditeurs qu'un concours doté de prix allait bientôt s'ouvrir entre tous les patoisants du pays pour récompenser la plus belle histoire patoise. Les émissions ont en effet repris cet hiver et elles vont continuer. Depuis un certain temps d'ailleurs, les manifestations patoises se multiplient: discours, conférences, écrits patois dans les publications locales. Si l'on ajoute les succès que remportent régulièrement nos groupes folkloristes des « Vieilles chansons jurassiennes », on est bien obligé de conclure que nos patois connaissent aujourd'hui un tour de faveur.

Il n'en a pas toujours été ainsi.

A l'école de Villars, notre bon maître, M. Lapaire, faisait au patois une chasse de tous les instants. Pour un peu, il l'aurait envoyé à tous les diables, tant il lui donnait de fil à retordre. Songez que nous étions à peine quatre ou cinq enfants à qui les parents parlaient français. Tous les autres parlaient patois à la maison. Et je crois bien que nous fûmes les premiers de la génération nouvelle qui devaient parler entre eux français régulièrement. Mes deux frères, d'une dizaine d'années plus âgés que moi, usaient du patois entre eux et avec nos parents, et il en allait de même pour tous les jeunes gens du village. Les personnes âgées n'employaient pas d'autre langage et l'on m'assurait à la maison que ma tante Césarine ne savait pas dire « café » en français. A Fontenais, à Bressaucourt où j'allais faire des commissions, la situation était la même.

En ville, médecins, pharmaciens, notaires, avocats, négociants de toute sorte parlaient patois avec leurs clients de la campagne. A l'Ecole cantonale et à l'Ecole normale, plusieurs maîtres – ceux du pays, les Chappuis, Vauclair, César, Juillard, Lièvre, Billieux – étaient d'excellents patoisants. Nous verrons, dans les conclusions de cette étude, l'importance du concours de la bourgeoisie citadine pour que reste vivant un parler régional. Pour ma part, je n'ai jamais interdit à mes élèves d'user du parler de leurs parents – pendant les récréations, cela s'entend – et je me suis servi plus d'une fois du patois pour éclairer une étymologie ou un tour de phrase obscurs. Mais on était déjà à quinze ou vingt ans de la classe de M. Lapaire et, pendant ce court laps de temps, le vent avait tourné.

On s'apercevait soudain avec étonnement, en effet, dans cette première décennie du nouveau siècle, que l'édifice jusque-là si solide du patois craquait et se lézardait de toutes parts. La montée grandissante de la nouvelle génération d'élèves dans les classes supérieures et leur arrivée dans la vie, le nombre toujours plus considérable de jeunes gens que l'on mettait aux études rendaient de moins en moins nécessaire l'usage de la vieille langue. Tout le monde à présent comprenait le français. Mais bien des vieux paysans se trouvaient gênés – à tort, selon moi – de ne pouvoir s'exprimer correctement dans la langue nouvelle.

C'était l'époque où de grands érudits, dans tous les pays de langue française – et même, nous le verrons, dans ceux de langue allemande – frappés par la disparition rapide et qui menaçait d'être totale à bref délai, des parlers régionaux de langue française, décidaient de

sauver ce qui pouvait l'être encore. Des hommes courageux de chez nous, fortement attachés à leur coin de terre, se mettaient à l'ouvrage. Gustave Amweg vouait sa vie à la recherche de tous les documents historiques concernant l'ancien Evêché de Bâle, Lucien Lièvre publiait des chansons patoises qu'harmonisait Emile Sanglard, on fondait le Musée jurassien à Delémont, l'Emulation jurassienne rassemblait et éditait, sous la direction de Louis Chappuis et de Jämes Juillerat, les vieilles chansons du pays, et notre regretté maître, François Fridelance, recueillait un «Glossaire des Patois de l'Ajoie» qui passe, chez tous les connaisseurs, pour un modèle du genre. Je ne crois pas que ce travail remarquable, qui lui avait coûté une vie d'efforts, ait été publié. Ce serait dommage, vraiment, qu'il tombât dans l'oubli.

Mais je ne rappelle ces choses qu'incidemment, car mon propos est autre. Je voudrais aujourd'hui, comme je l'avais fait autrefois pour le ruisseau du Paplemont, essayer de remonter jusqu'à la source de nos vieux parlers jurassiens. Ce n'est pas chose très facile. Mais on aperçoit tout de même, de loin en loin, quelques jalons. C'est à eux, si vous le voulez bien, que nous demanderons de guider nos pas.

Si vous consultez un manuel de littérature française au sujet des patois, vous y trouverez à peu près les renseignements suivants. Lorsque fut achevée la conquête de la Gaule par Jules César, tous les pays conquis par les soldats romains – ceux où l'on parle aujourd'hui le français – se mirent à parler latin. Mais par suite de l'effondrement de l'empire romain sous la pression des barbares, le latin dégénéra rapidement en parlers régionaux. L'un de ces parlers, le francien, dans lequel s'exprimaient le roi et la cour de France, devint prépondérant. Ce fut le français. Les autres tombèrent peu à peu au rang de dialectes, puis, lorsqu'ils ne produisirent plus d'œuvres littéraires, de patois. Cette vue, assez juste dans son ensemble, appelle cependant quelques précisions.

Si paradoxal que cela puisse paraître, c'est un Allemand, Friedrich Diez, qui fonda l'étude scientifique des langues romanes, c'est-à-dire des vieux langages dérivés du latin. Il eut pour élève Gaston Paris, qui se consacra à l'étude et à la publication des textes du moyen âge et qui était dans toute sa gloire au début du siècle. Et c'est Gaston Paris qui orienta Jules Gilliéron vers l'étude des dialectes et des patois. Gilliéron, qui acquit une haute situation en France – il était directeur d'études à l'Ecole des hautes études –, était Vaudois d'origine. Son père avait été instituteur à Lutry. Il publia, entre autres, une savante monographie du patois de Vionnaz, dans la vallée du Rhône. Mais ce n'est pas là son principal titre de gloire. Il entreprit avec son collaborateur Edmont le relevé complet de tous les dialectes de la France romane. Entendez par là la France tout entière moins la Bretagne et la Gascogne, mais à laquelle il ajouta la Belgique wallonne, la Suisse romande et les vallées alpestres du nord-ouest du Piémont. Albert Dauzat, qui fut l'élève de Gilliéron et vit les deux savants au travail, a raconté souvent cette étonnante odyssée. Edmont recueillait les documents que Gilliéron mettait en œuvre. Il partait, sac au dos, pendant ses vacances, et gagnait, en chemin de fer et souvent à pied, les endroits choisis pour son enquête, presque toujours de petites villes et des bourgs. Là, il cherchait quelqu'un qui sût couramment à la fois le français et le parler local: secrétaires de mairie, cafetiers, ecclésiastiques, instituteurs. Il s'efforçait d'en obtenir la traduction exacte des phrases qu'il avait préparées et il complétait sa cueillette par des renseignements divers. Le bougre avait l'oreille fine et l'on a relevé très peu de fautes dans cette prodigieuse entreprise. Pourtant, sur les 638 lieux d'enquête, correspondant à 638 patois différents, Edmont en visita à lui seul plus de 500, et dans un temps record. Il étudia 23 stations en Belgique, 26 en Suisse. Il fut à Cœuve, à Courrendlin, à St-Brais, à Péry et aux Bois. L'enquête ne dura pas plus de cinq ans, de 1897 à 1901. La somme énorme des matériaux recueillis fut publiée, de 1902 à 1912, sous la forme d'un atlas in-folio d'environ deux mille cartes, accompagné d'une notice, d'une table et d'un supplément indispensable à son utilisation. Je n'ai jamais eu en mains cette œuvre gigantesque, mais tous les ouvrages de linguistique en ont reproduit des extraits. « Chaque mot, nous dit Albert Dauzat, chaque forme (verbale ou autre) recueillie a sa carte. Sur chaque carte est inscrite en caractères phonétiques, à côté d'un chiffre correspondant au patois enquêté (la Notice en contient la liste, ainsi que les références des sujets), la forme du mot recueilli dans chaque patois . . . L'« Atlas linguistique de la France », ajoute-t-il, œuvre monumentale, est indispensable pour quiconque veut faire une étude comparative des parlers de France. Les quelques critiques que nous avons dû lui adresser chemin faisant sont infimes à côté des services incomparables qu'il rend. »

Si précieux qu'il soit encore, l'Atlas de Gilliéron et d'Edmont n'était cependant, on le comprend, qu'une première prospection. Les progrès de la dialectologie et cinquante ans d'usage en ont montré les insuffisances. En particulier, les zones de délimitation des groupes de dialectes restent souvent obscures ou mal déterminées. D'autre part, depuis un demi-siècle, presque tous les patois ont évolué. Il importait de noter ces changements. Assuré du concours de tous les dialectologues de France et de l'aide de nombreux enquêteurs choisis sur place et spécialement formés à cet effet, mettant à profit les travaux publiés à l'étranger dans l'intervalle, Albert Dauzat a entrepris, non point une revision de l'Atlas de Gilliéron, mais une publication nouvelle, le « Nouvel Atlas linguistique de la France », conçu par régions et qui est actuellement en cours de publication. Plusieurs volumes ont déjà paru. L'enquête est beaucoup plus complète et plus serrée. Les points relevés sont en moyenne trois fois plus nombreux.

Malgré ses inévitables imperfections, l'Atlas de Gilliéron avait suscité, un peu partout, toute une floraison d'études linguistiques et toute une pléiade d'imitateurs. C'est ainsi qu'ont vu le jour un Atlas catalan, un Atlas bas-breton, un Atlas corse. Nos Confédérés alémaniques ont fait paraître leur «Schweizer Idiotikon», nos Confédéres tessinois un Atlas suisse-italien, qui comprend toute l'Italie, le Tessin et les vallées italiennes et romanches des Grisons. En Suisse romande même, on s'est mis à l'ouvrage et l'on a mis en chantier un monumental «Glossaire des Patois de la Suisse romande» qui est, vous le savez, en cours de publication. Si vous le voulez bien,

nous nous arrêterons un moment, dans un prochain article, devant cette œuvre si importante pour la connaissance de notre passé, avant de continuer notre recherche de l'origine de nos patois. Ce ne sera du reste pas du temps perdu. *G. Barré*

DANS LES SECTIONS

Section de Porrentruy. *Synode d'hiver* à l'Ecole normale, le mercredi 19 janvier 1955. Bon nombre de collègues se sont retrouvés ce jour-là à l'Ecole normale, où avait lieu l'assemblée ordinaire d'hiver, présidée par M. P. Henry, Boncourt. Avant d'ouvrir les débats, le président laisse la parole au chœur mixte de la section, qui exécute deux mélodies pleines d'entrain, sous la baguette de M. E. Lachat.

MM. les inspecteurs Liechti et Pétermann s'étaient fait excuser. M. Henry salue notamment la présence du directeur de l'établissement et de M. A. Widmer, recteur de l'Ecole cantonale. Puis l'assemblée se lève pour honorer la mémoire de Mlle G. Piller, notre infortunée collègue décédée à Courtemaîche. La section accueille en son sein Mme G. Meyer-Billieux, Le Maira, Mlle Huguette Voyame, Porrentruy, MM. Michel Babey, Bonfol, Michel Frésard, Chevenez, Jean-Louis Joliat, St-Ursanne. Elle enregistre la démission de Mme G. Rondez-Ruedin, Porrentruy, qui est allée habiter Bassecourt.

La section devra désigner deux rapporteurs sur le thème mis à l'étude en vue du congrès jurassien. Le synode d'été est prévu en Bourgogne par le comité, et il semble bien que cette proposition ne soulève pas d'objection . . .

A quelques jours de l'assemblée extraordinaire de la SIB, nos représentants obtiennent un assentiment unanime pour défendre le point de vue du comité central, qui proposera l'acceptation, dans sa teneur actuelle, du projet de loi sur les traitements. Dans un exposé clair et convaincant, M. le Dr Ed. Guéniat donne une vue générale, mais précise, de la réorganisation des études à l'Ecole normale. Le conférencier situe le problème sur le plan de la psychologie, tout d'abord, en se livrant à une analyse frappante des caractères de l'adolescent. Tant qu'elle le peut, l'Ecole normale veut être une « école sur mesure ». Il ne saurait être question, cependant, de restreindre les études de formation générale. Elles sont réparties sur trois années, au bout desquelles un examen les sanctionne. La dernière année est consacrée en majeure partie à la pédagogie, théorique et pratique: cours, classes d'application, stage dans une classe de la campagne, études d'enfants. Liberté est laissée à l'élève, de se livrer à quelque investigation de son choix (« littéraire » ou « scientifique »), tandis que le souci de sa formation pratique est encore attesté par l'initiation à la direction d'un chœur, à l'organisation d'après-midi sportives, etc. Tout au long des études, et parallèlement à un effort de culture générale du meilleur style, l'élève découvre et développe sa personnalité et son caractère au moyen de travaux, d'expériences, de responsabilités personnelles. L'Ecole normale, et ce n'est pas son moindre mérite, réhabilite le travail manuel, considéré également comme un élément formateur du bon goût. Nous savons gré à M. le Dr Guéniat de nous avoir mis au courant de ses fécondes réalisations, obtenues en collaboration avec son corps enseignant, dans un esprit de mesure et de clairvoyance ouvert sur les essentiels problèmes de la pédagogie de toujours et d'aujourd'hui. *T.*

Collègues, instituteurs et institutrices! Faites partie de la Caisse maladie des instituteurs suisses. Les statuts et formules sont obtenus, sur demande, au Secrétariat, à Berne ou à Zurich.

A L'ETRANGER

Pologne. *Revenant à l'Unesco, la Pologne présente un premier bilan de sa renaissance culturelle.* « La Pologne revient à l'Unesco avec l'intention d'intensifier les échanges culturels internationaux. » Tel est le thème du rapport que la Pologne a présenté à l'Organisation des Nations Unies pour l'Education, la Science et la Culture, lors de la huitième session de sa Conférence générale qui a siégé à Montévidéo du 11 novembre au 12 décembre 1954. Membre de l'Unesco dès sa création, la Pologne s'en était retirée en 1952; elle y revient en même temps que la Hongrie et la Tchécoslovaquie. L'URSS, la Biélorussie et l'Ukraine ayant adhéré de leur côté à l'Organisation, le nombre des Etats membres s'élève actuellement à 72.

Les gouvernements soumettent à la Conférence générale, qui siège tous les deux ans, des rapports relatifs aux développements de la vie culturelle et de l'éducation sur le plan national ainsi qu'aux échanges internationaux dans tous les domaines intéressant l'Unesco.

Le compte rendu des autorités polonaises met l'accent sur l'extension de l'instruction publique. Certains faits importants se dégagent immédiatement de cette vue d'ensemble: la Pologne consacre 10,1% de son budget à l'enseignement et « les dépenses totales pour la culture, la santé et les assurances sociales s'élèvent à 24,5% du budget culturel de l'Etat ». L'enseignement est gratuit à tous les degrés. La presque totalité des enfants fréquente déjà les écoles pendant sept années et on espère rendre également accessible à tous l'enseignement secondaire, ce qui porterait la durée de la scolarité à onze années. Cette extension nécessite l'élévation constante du nombre des instituteurs et de leur niveau professionnel.

Les chiffres sont éloquents. Ainsi, le nombre d'écoles primaires est passé de 2353 en 1938 à 10 973 en 1954. Au cours de la campagne contre l'analphabétisme, menée entre 1947 et 1951, plus de 3 500 000 personnes ont appris à lire et à écrire, de sorte que l'analphabétisme a pu être pratiquement éliminé. Le nombre des écoles supérieures est passé de 28 en 1938 avec 48 000 étudiants à 82 en 1953 avec 134 000 élèves. Pendant la même période, la proportion moyenne des étudiantes est passée de 28,3% à 32%.

Dans le domaine scientifique, l'équipement national avait été pratiquement anéanti par la guerre: 357 institutions étaient totalement détruites en 1945 et 243 partiellement démolies, ce qui ne laissait que trois instituts intacts. Les pertes parmi le personnel scientifique atteignaient le chiffre de 40%. Huit ans plus tard, on compte en Pologne 70 sociétés scientifiques régionales et spécialisées, 92 instituts de recherches et 51 instituts dépendant de l'Académie polonaise des Sciences. Tandis qu'en 1938 2000 savants poursuivaient leurs recherches dans 15 instituts, leur nombre en 1953 était d'environ 12 000 travaillant dans 92 instituts.

Du point de vue artistique, l'Etat s'est efforcé de faire connaître et apprécier les œuvres dans les couches les plus larges de la population. En 1953 plus de 12 millions de spectateurs ont assisté à des représentations théâtrales. La Pologne compte 15 philarmonies et orchestres symphoniques et plus de 18 000 ensembles artistiques d'amateurs, patronnés par les syndicats dans les villes et à la campagne.

Plus de 100 millions d'exemplaires de livres, dont 25 millions de manuels scolaires, sortent maintenant tous les ans des maisons d'éditions. « La presse polonaise, précise le rapport soumis à l'Unesco, comprend un éventail très large de périodiques de toutes sortes. » Le tirage journalier de la presse nationale est passé d'environ deux millions d'exemplaires en 1938 à plus de 14 millions d'exemplaires l'année passée, le tirage des quotidiens représentant 5 600 000 exemplaires. Dans la même période à peu près, le nombre de cinémas s'est accru de 807 à 2470, avec 151 913 000 spectateurs, tant dans les campagnes que dans les villes.

La Pologne s'est également préoccupée de multiplier les contacts culturels avec les autres nations. C'est ainsi que l'Académie polonaise des Sciences a organisé en 1953 quatre réunions scientifiques auxquelles ont participé 82 savants étrangers de 17 pays différents. Les institutions et spécialistes polonais font partie de plus de 50 associations scientifiques internationales; et « les échanges scientifiques avec les autres pays se développent activement ».

Par l'intermédiaire de son comité de coopération culturelle avec l'étranger, la Pologne cherche à étendre les échanges dans les différents domaines artistiques, notamment en ce qui concerne le théâtre. « Rien que dans l'année 1954, précise-t-on, quelques dizaines de délégations et d'excursions culturelles ont été reçues en Pologne par le comité. Elles comprenaient des intellectuels de France, d'Angleterre, d'Allemagne, de l'Union soviétique et de plusieurs autres pays. »

DIVERS

Porrentruy. – Admission à l'Ecole normale des instituteurs. Vingt-six candidats, contingent relativement élevé, se sont présentés aux examens d'admission de cette année. Seize de ceux-ci ont été admis par la Direction de l'instruction publique. En voici la liste:

Chaignat Jean, Montenol; Châtelain Serge, Tavannes; Chevalier Michel, Moutier; Geiser Eric, La Ferrière; Girardin Michel, Courfaivre; Oppliger Roger, Mont-Soleil; Rais Georges, Delémont; Rais Jean-Marie, Develier; Rossé Francis, Alle; Roulet Jean-Daniel, Malleray-Bévilard; Vernier Philippe, Glovelier; Voirol Marcel, Delémont; Vuille Michel, La Brévine; Wolfer Roger, Vendlincourt; Wütrich Jean, Sonvilier. Nos félicitations chaleureuses et nos vœux cordiaux à ces futurs pédagogues.

A la rentrée d'avril, l'effectif total de l'Ecole normale sera de 57; à ce rythme, la pénurie sera bientôt résorbée puisque, selon nos statisticiens, c'est en 1960 que la courbe des effectifs aura atteint son maximum.

Delémont. – Admission à l'Ecole normale des institutrices. Un signe des temps: 32 candidates s'étaient présentées aux examens d'admission, le plus fort contingent depuis 30 ans. Comme la pénurie de maîtres d'écoles menace de durer quelque temps encore, les autorités de l'Ecole normale ont décidé l'admission d'une volée particulièrement nombreuse: 18 élèves, qui formeront au printemps la 4e classe. Voici la liste des nouvelles élèves:

Jeannine Borruat, Chevenez; Yerta Châtelain, Bienne; Marianne Christe, Courrendlin; Gisèle Cuenin, Moutier; Jacqueline Erbetta, Bienne; Michelle Farine, Bassecourt; Bernadette Fleury, Charmoille; Maryvonne Franel, Reconvilier; Marylène Friedli, Reconvilier; Françoise Houriet, Tramelan; Suzanne Kleiber, Moutier; Suzanne Landry, Tavannes; Yvette Mathez, Moutier; Madeleine Rollier, La Neuveville; Madeleine Rufener, Granges; Irène Sprunger, Malleray; Lise-Marie Tschumi, Tavannes; Madeleine Vuilleumier, Evilard.

Nos félicitations et nos vœux à ces futures pédagogues.

Société jurassienne de travail manuel et de réforme scolaire. Le 12 février dernier, la Société jurassienne de travail manuel et de réforme scolaire s'est réunie à Delémont, en assemblée générale annuelle.

Présidée par M. Albert Berberat, elle comptait une vingtaine de participants, parmi lesquels M. Petermann, inspecteur, et M. Büttikofer, secrétaire et délégué du comité cantonal.

L'assemblée a décidé d'inscrire à son programme d'activité 1955 les cours suivants:

1. Cours de développement du travail sur bois.
2. Cours de décoration de classe.
3. Cours de reliefs géographiques.
4. Cours d'activités manuelles: techniques du dessin aux degrés inférieur et moyen.
5. Idem pour degré supérieur.

Ces cours auront lieu en été. Leur durée sera fixée ultérieurement, en accord avec le comité cantonal, mais un effort sera fait afin qu'ils puissent se donner dans un minimum de temps (3 jours à 1 semaine). Le lieu des cours dépendra, dans la mesure du possible, du nombre et de la provenance des inscriptions. Ils pourront au besoin être dédoublés.

Il faut se réjouir de l'activité féconde de la Société de travail manuel et de réforme scolaire, mais il est à souhaiter que ses efforts ne demeureront pas vains et qu'en temps voulu, les collègues jurassiens seront nombreux à profiter de ses intéressantes réalisations. *A. B.*

La santé des écoliers et étudiants. En collaboration avec le Gouvernement français et avec la participation de l'Unesco, le Bureau régional de l'Europe de l'OMS (Office mondial de santé) a organisé une conférence sur les *services d'hygiène scolaire* qui s'est tenue à Grenoble en juin dernier. Elle a réuni des médecins et des infirmières scolaires de 22 pays, dont aussi la *Suisse*. Tous ces pays s'intéressent activement aux services d'hygiène scolaire, mais ceux-ci présentent entre eux des différences considérables de structure et de degré de développement, qui s'expliquent d'ailleurs par le fait que le système d'enseignement, le niveau économique et l'importance numérique des effectifs médicaux et infirmiers varient grandement d'un pays à l'autre.

Les services d'hygiène scolaire visent partout un seul et unique but: protéger les écoliers contre la maladie et réunir toutes les conditions nécessaires à leur croissance et leur plein développement.

Tous les pays qui participent à la conférence tendent présentement à développer les services d'hygiène scolaire de façon à inclure les écoliers plus âgés et *même les étudiants des universités*, comme c'est le cas dans certains d'entre eux.

Selon « Bruxelles-médical » N° 46, 1954, la conférence de Grenoble n'entend pas discuter toutes les questions qui relèvent de l'hygiène scolaire; elle s'est attachée surtout à étudier les aspects fondamentaux. Les participants ont été invités à répondre à un questionnaire détaillé et l'on espère que les renseignements ainsi recueillis permettront de faire une étude comparative des services d'hygiène scolaire en Europe.

Au programme régulier des activités figurent des visites médicales périodiques, l'inspection dentaire, le dépistage précoce des déficiences de la vue et de l'ouïe, l'établissement de carnets de santé individuels, les consultations psycho-pédagogiques et psychiatriques, les repas et l'éducation sanitaire. Le médecin a aussi son mot à dire sur les locaux scolaires, les salles de classe, les horaires, les vacances, sans oublier la question fortement controversée des devoirs à la maison. La santé des enfants doit être plus précieuse aux parents que n'importe quel succès scolaire et le médecin, tout comme le professeur d'hygiène, ont plus besoin de la coopération des parents que le professeur de matématique. Le travail d'hygiène scolaire ne saurait non plus être mené à bien sans la collaboration entre médecins et instituteurs. L'infirmière scolaire, qui connaît souvent mieux les enfants et leurs foyers, remplit une tâche d'une extrême importance.

Les discussions furent basées sur un terrain d'entente solide, car dans le monde entier tous les enfants se ressemblent.

Partout, les services d'hygiène scolaire peuvent contribuer au bonheur des enfants d'aujourd'hui et à la santé des adultes de demain. *E. S.*

BIBLIOGRAPHIE

Etudes pédagogiques 1954. Annuaire de l'instruction publique en Suisse, par G. Chevallaz, sous les auspices des Départements de l'instruction publique de la Suisse romande et italienne. Librairie Payot, Lausanne. Fr. 6.50.

« Les Etudes pédagogiques » reflètent chaque année les principales préoccupations du corps enseignant de notre pays. Tous ceux qui s'intéressent de près ou de loin à la tâche des éducateurs tireront profit de la lecture de ce livre.

M. M. Debesse, professeur à l'Université de Strasbourg, ouvre la partie rédactionnelle avec un article sur « L'enseignement des sciences de l'éducation en France et la formation pédagogique des maîtres ». M. R. Dottrens, le pédagogue actif de Genève, dénonce les effets funestes de « La civilisation contre l'enfant ». M. le chanoine Michelet affirme, sous le titre « Nova et Vetera ou l'évolution homogène des humanités » que, héritiers des Grecs et des Latins, nous avons sacrifié la culture à l'érudition; une réaction est nécessaire pour mettre l'étude des langues anciennes en rapport avec les lois de la pensée, du sentiment, de la vie, afin d'apprendre à connaître l'homme. Puis M. A. Tissot, directeur du Gymnase de La Chaux-de-Fonds, énumère et analyse les bienfaits de « La coéducation dans l'enseignement secondaire », tandis que M. A. Chabloz, rédacteur de l'*Educateur*, ajoute ses remarques sur « La coéducation dans l'enseignement primaire ». M. R. Loup, directeur du Collège secondaire d'Estavayer-le-Lac, rompt une lance en faveur d'un enseignement du français, critiquant la dispersion en lecture, grammaire, orthographe, rédaction, et proposant que chaque leçon, partant d'un texte littéraire, donne occasion à l'enseignement complet du français, il intitule son article: « L'enseignement du français? Dispersion . . . » M. R. Simon, poète et professeur, présente « Quelques propos sur les tendances de la poésie contemporaine » et commente quelques exemples particulièrement bien choisis à l'usage des maîtres de français. Mlle F. Colombo, professeur à Locarno, rend compte d'une enquête faite parmi les écoliers du Tessin et en tire les conclusions d'une psychologie avertie: « De bons livres pour les enfants entre douze et quinze ans. » En deux pages, M. G. Chevallaz présente le mouvement des « Ecoles des parents » et son développement en Suisse romande.

L'ouvrage comprend en outre le compte rendu de la conférence des chefs de Département de l'instruction publique de la Suisse romande et italienne, les chroniques scolaires des cantons romands et, sous la plume de M. Ed. Blaser, de la Suisse alémanique. Enfin l'ouvrage se termine par l'analyse de 19 ouvrages de psychologie et de pédagogie.

COMMUNICATIONS DU SECRETARIAT

Circulaire
de la Direction de l'instruction publique aux inspecteurs scolaires concernant la signature des livrets scolaires

En signant un livret scolaire, ou un rapport scolaire, le détenteur de la puissance paternelle, ou son représentant, atteste qu'il a pris connaissance de ce document. La signature ne saurait avoir une autre signification (reconnaissance de l'exactitude des notes, renonciation à porter plainte, etc.).

Si le détenteur de la puissance paternelle, ou son représentant, refuse sa signature, il doit être rendu attentif, par les autorités scolaires locales, à la signification de la signature donnée ci-dessus. S'il persiste dans son refus, il faut attester dans le registre qu'il a pris connaissance du contenu du livret ou du rapport scolaire. En outre, dans les cas de ce genre, il est recommandé de ne plus délivrer désormais de livret ou de rapport scolaire, mais de faire savoir à la personne en question que le document est déposé, pendant un délai bien déterminé, chez le président de la commission d'école. A l'échéance du délai le président atteste dans le registre que la personne en cause avait été avisée du dépôt du livret, et si oui ou non, celle-ci a fait usage du droit d'en prendre connaissance. (Traduction SIB)

modisch, elegant...
immer günstig bei
fritz LEDERWAREN
Marktgass-Passage, BERN

NEUE HANDELSSCHULE BERN

Wallgasse 4, Telephon 30766. Inh. u. Dir. L. Schnyder

- **Handelskurse** und Stenotypisten-Kurse: 3, 6 und 12 Monate. Vorbereitung auf Berufe, Prüfungen, Laborantinnen- und Hausbeamtinnenschulung.
- **Verwaltung und Verkehr:** 3, 6 und 12 Mte. Vorbereitung auf **Bahn, PTT, Zoll, Polizei, Hotel** usw.
- **Arztgehilfinnenkurse:** 12 Mte., gründliche Ausbildung als Arztgehilfin und Sekretärin. Eigenes Labor.
- **Zahnarztgehilfinnenkurse:** inkl. 6 Monate Praktikum.
- **Höhere Sekretärkurse** (12 Monate). (Nur für Schüler(innen) mit Handels- oder höherer Mittelschulbildung.)

Verlangen Sie die Aufnahmebedingungen.

Abschlussprüfungen: Atteste, Diplome.

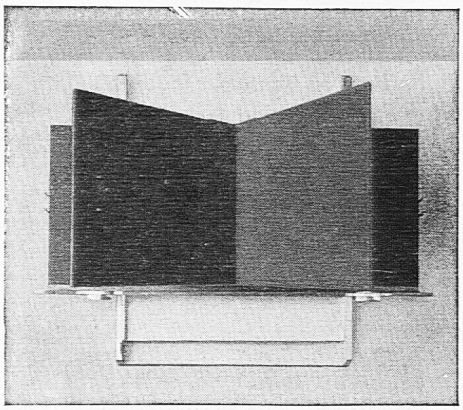
Beginn der Kurse: **20. April,** Oktober und Januar. Prospekte und unverbindliche Beratung durch die Direktion. 25

Hallenschwimmbad – Sommerleist
Bern • Maulbeerstrasse 14 • Telephon 2 86 39

Grosse Schwimmhalle
Lehrschwimmbecken
Wassertemperaturen
Sommer und Winter 22°
Luft 28°

Türkischbad • Sauna
Kur- und Heilbäder jeder Art
Unterwasser-Strahlmassage
Fangopackungen • Elektr. Schwitzbäder
Bestrahlungen • Massagen • Pédicure
Wannenbäder
Sanovac-Vacuum-Massage
Vapozone-Gesichtspflege 37

98
MIGROS-frisch ein Begriff!



Alle Systeme Beratung kostenlos
gegründet 1911 278
Magazinweg 12 Telephon 2 25 33

F. Stucki, Bern Wandtafelfabrik

Spezialgeschäft für Musik-Instrumente, Reparaturen • Miete

Musik G. BESTGEN

Bern, Marktgasse 8, Tel. 2 36 75

Electras

Panne beim Electrasieren
heilt Electras
ohne Zeitverlieren
(alle Fabrikate)

Bern . Theaterplatz 2

Preiswerte **Einrahmungen**
in gediegener Ausführung • Reproduktionen und Ölgemälde
Schulen Spezialrabatt

R. Oester
Kunsthandlung, Bern
Amthausgasse 7
Telephon 2 83 85
Christoffelgasse 4
Telephon 3 01 92

Durch Ausfall einer Kolonie wird unser **Ferienheim in der Lenk** ab 30. Juli für 3 bis 4 Wochen frei zur Aufnahme einer

FERIENKOLONIE

Platz für 40 Kinder.
Auskunft erteilt der Verein Ferienheim **Worb**
55

Sofort zu verkaufen 61
ein kleines

nat.-hist. Museum

Mehrere Schränke. Günstiger Preis. Geeignet für Primar- und Sekundarschulen.

Sich melden unter Chiffre Nr. 54, an Orell Füssli-Annoncen AG., Bern, Bahnhofplatz 1

Schweizerische Reisevereinigung

Frühlingsreisen

Sardinien	8.–17. April	(Gruppe schon vollzählig)
Neapel	10.–17. April	Fr. 366.– ab Chiasso. Termin 14. März
Rom 1.	16.–23. April	Fr. 325.– ab Chiasso. Termin 14. März
2.	18.–23. April	anschliessend an Sardinien und Neapel. Mehrpreis Fr. 220.–. Termin 14. April
Bayern	18.–23. April	Ulm–Augsburg–München. Car ab Zürich Fr. 225.–. Termin 19. März
Jura	28.–30. Mai	2½ Tage. Car ab Zürich Fr. 110.–. Termin 1. Mai

Sommerreisen

62

Oesterreich	9.–17. Juli	München–Passau (Schiff)–Wien–Klagenfurt ca. Fr. 360.–
England/Schottland	16.–31. Juli.	2 Tage London. Car ab London Chester–Edinburgh (2 Tage). 4 Tage Fahrt durch Schottland. York–London ca. Fr. 830.–

Anfragen und Anmeldungen: Sekretariat der Schweiz. Reisevereinigung Zürich 32, Witikonerstrasse 86, Telephon 051 - 24 65 54

2-3 × dauerhafter,

ausgiebiger, bruchsicherer und geschmeidiger ist unsere neuartige

SPEZIAL-SCHULKREIDE OMYA

Machen Sie einen Versuch — auch Sie werden begeistert sein.

GUTSCHEIN
für 4 Musterkreiden
GRATIS

Name: _____

Adresse: _____

Bitte einsenden an:
Plüss-Staufer AG Oftringen / Aarg.
Die älteste Kreidefabrik der Schweiz

Städtische Mädchenschule Bern, Oberabteilung

Fortbildungsabteilung:
Aufnahme neuer Klassen im Frühjahr 1955

Zweijähriger Kurs: Besondere Betonung der Sprach- und Kunstfächer mit Pädagogik oder Biologie / Chemie und Abschlussprüfung mit Ausweis. (Vorbehalten bleibt die Aufhebung des zweiten Jahreskurses 1956/57 bei ungenügender Schülerzahl.)

Einjähriger Kurs: Zur allgemeinen Fortbildung.
Jährliches Schulgeld: Fr. 120.–
Anmeldeformulare sind bis zum 7. März unter Beilage der letzten Schulzeugnisse dem Unterzeichneten einzusenden. Die Aufnahmeprüfungen finden statt: Samstag, Montag und Dienstag, den 19., 21. und 22. März, jeweils von 8 Uhr an, im Schulhaus Marzili, Brückenstrasse 71, Bern. Die Sekundarschulen Monbijou und Laubegg melden ihre Schülerinnen klassenweise an unter Verwendung des besonderen Formulares, welches bei den Vorstehern erhältlich ist.

Bern, den 17. Februar 1955

Der Vorsteher der Mädchenschule Bern, Oberabteilung:
a. i. Dr. W. Leuenberger

57

Stellenausschreibungen

In den nachstehend genannten staatlichen Erziehungsheimen werden auf 1. April 1955 folgende Lehrstellen zur definitiven Besetzung ausgeschrieben:

Knabenerziehungsheim Aarwangen: 1 Lehrerin
Mädchenerziehungsheim Brüttelen: 1 Lehrerin

Besoldung: 12. Besoldungsklasse, Fr. 6480.– bis Fr. 9216.– plus Teuerungszulagen. Abzug für freie Station Fr. 1740.–

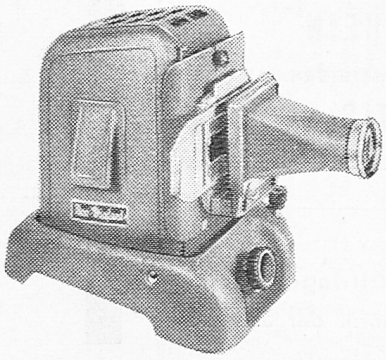
Bewerberinnen wollen sich **bis 15. März 1955** bei der unterzeichneten Direktion schriftlich anmelden.

Bern, den 17. Februar 1955

Direktion des Fürsorgewesens des Kantons Bern

59

Der Kleinbild-Projektor Liesegang



ist ein unentbehrliches Hilfsmittel im Unterricht. Sie können damit auf bequeme Weise dem Schüler den Lehrstoff näherbringen.

Verlangen Sie unsere Spezialofferte für Schulen!

FOTO Zumstein

Kasinoplatz 8 BERN Telephon 031 - 3 42 60

Bern 1

Reparaturen

an Herren-Hemden jeder Marke prompt und fachgemäss

Bringen Sie Ihre Stoffe auch für Neuanfertigungen

chemiserie city

Neuengasse 7 • Karl-Schenk-Passage 53

167

Hobelbänke

für Schulen und Private mit vielen Neuerungen. Offerten und Referenzenliste durch

FRITZ HOFER, Fabrikant

Strengelbach / AG, Telephon 062 - 8 15 10

328

Aufklärung

Mindestens 95% der heute in der Schweiz fabrizierten Möbel sind fourniert.

Fourniere sind z. B. aus Nussbaumholz, maschinell geschnittene, dünne Blätter, von ca. $^{7}/_{10}$ mm Dicke, die dann auf das Konstruktionsholz geleimt werden.

Die für ihre Qualitätserzeugnisse bestbekannte Fima

SPROLL

erstellt in ihren Werkstätten und verkauft am Kasinoplatz 8, nur massive Möbel. Menschen mit gesundem Gefühl für echtes Material und natürliche Formen, erkennen den zeitlosen Wert dieser Möbel.

Es ist nicht unser Geschäftsprinzip, irgend jemand zu einem unüberlegten Kauf zu überreden. Jedes Brautpaar sollte jedoch unverbindlich, ohne Kaufzwang, unsere grosse Ausstellung am Kasinoplatz 8, im Soussol, gesehen haben, wo Sie schon Esszimmer in massivem Nussbaumholz zu Fr. 1525.– ansehen können.

Kasinoplatz 8, Telephon 2 34 79

SPROLL Massivmöbel **BERN**

Buchdruckerei Eicher & Co, Imprimerie